L. germ.
275
m

.germ. 275 n

Unterhaltungen

<36628634370014 S

<36628634370014

Bayer. Staatsbibliothek

~~O. 559. 2~~

L germ ~~168~~

275 n

Ling. German.
Gramat. Var.
Pq. 1104.

Gesellschaftliche Unterhaltungen zur Verbesserung des deutschen Ausdrucks im gesitteten Umgange.

von

C. F. v. H.

Leipzig,
bey Johann Friedrich Junius. 1775.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

An

meinen Freund

J. B. v. K —

in R - - -

Werthester Freund,

Sie wollen eine genaue Beschreibung von unserm Aufenthalte auf dem Lande, und von unsern Beschäfftigungen und Lustbarkeiten haben? Sie vermuthen vielleicht Schilderungen von Jagden, Spatzierfarthen, und angenehmen ländlichen Tänzen? Sie irren sich. Sehen Sie, da schicke ich Ihnen ein critisches Gespräch über die feinere Art, sich in unserer Muttersprache auszudrücken. Mit so einem gelehrten Geschwätze haben wir hier viele unserer gesellschaftlichen Stunden zugebracht, und uns recht wohl und

vergnügt dabey befunden. Das hätten Sie wohl nicht geglaubt, zumal da sich ein Paar liebenswürdige Frauenzimmer in unsrer Gesellschaft befanden. Aber jezt kommen selbst unsere Schönen, wenn es ihnen einfällt, in eine reitzende Schwärmerey der angenehmen Litteratur, daß sie sich nicht so leicht wieder herausfinden können.

Unseres lieben Baron F.. reitzenden Landsitz kennen Sie. Wie oft haben wir nicht mit einander die schöne Natur in diesen annehmlichen Gegenden, die grünen Hügel und beblumten Thäler hindurchgeirrt? Wie oft die Frühlingsluft in der Mitte des schattigten Lustwäldgens geathmet, welches die vertraute Weinlaube umschränkt. Auch jezt befanden wir uns in den sanften Empfindungen der ersten göldenen Zeiten, da einem jeden die Sorgen entschlüpften, und ein sanfter Seufzer die balsamische düftende Luft in unsere Brust brachte. Unser liebster F.. war ganz Heiterkeit und Freude,

eben der gütige Wirth seiner frohen Gäste, und eben der muntere Gesellschafter seiner Freunde. Seine junge liebenswürdige Frau von eben der einnehmenden Uebereinstimmung der sanften englischen Züge ihres Gesichts, und eben dem unnennbaren Reitze ihrer leichten Wendungen, wie Sie dieselbe verlassen haben.

Ueberdieß fand sich auch ein junges munteres Mädgen, Mademoiselle W. mit einer verehrungswürdigen Person, ihrer Mutter, hier ein, die mit der annehmlichen Bildung ihres Gesichts einen feinen Geschmack, und viel Belesenheit besaß. Der Herr von P.. der ein Anverwandter des Barons und ein ganz artiger junger Mensch ist, Professor K.., und ich, machten die übrige Gesellschaft aus. Der Professor ist ein Mann voll feiner und gründlicher Kenntnisse. Dem ungeachtet ist sein Herz allen edlen Trieben, und insbesondere der Freundschaft geweyht; das Schätzbarste an ihm, welches man beym ersten Anblick in der Freundlichkeit seiner of-

ſenen Züge wahrnimmt. Da er die Welt geſehen hat, und viel gereiſt iſt, ſo hat ſein Betragen nichts von den ſchulmäßigen Wendungen vieler Gelehrten, und er kann, wenn er will, den tiefdenkenden Mann mit dem angenehmſten Geſellſchafter verwechſeln.

Wir alle zuſammen machten einen kleinen vertrauten Zirkel, wo das Vergnügen immer neue Geſtalten annahm, um ſich in deſſen Mitte aufzuhalten. Wie oft verlangten wir nicht nach Ihrer gewünſchten Gegenwart, und ſchmälten auf Ihre böſen Geſchäffte. Doch gab auch dieſes meinem Verſprechen neue Verbindlichkeit und Stärke, das ich Ihnen bey unſerm Abſchiede that, wenigſtens alles genau zu beſchreiben, was bey unſerer ländlichen Luſt vorfallen würde. Hier ſehen Sie die Erfüllung meines gegebenen Worts.

Erste Unterhaltung.

Wir pflegten uns des Morgens gleich gegen zehn Uhr in der großen Laube vor dem Wohnhause, nach unserer gemeinschaftlichen Abrede zu versammeln. Hier nahmen wir das Frühstück ein, und unterhielten uns wechselsweise mit verschiedenen Gesprächen. Es traf sich eben gleich den folgenden Tag nach unserm Entschlusse, daß der junge P.. von den Vergnügungen der Universitätsjahre sprach. Er meynte, das wäre seine Sache nie gewesen, auf dem Coffeehause zu stecken, er wäre lieber spazieren geritten. Seine besten Freunde aber hätten immer auf dem Coffeehause gesteckt.

Das Wort stecken fiel unserm Professor K. auf. Er hielt es für einen pöbelhaften Ausdruck. Warum stacken sie nun eben da, unterbrach er ihn, warum brachten sie nicht lieber Ihre Zeit daselbst zu?

Der junge P.. verstund nicht gleich, was er damit sagen wollte. J nu, fieng

 er

er an, weil sie immer da waren, und da stacken, weiter weis ichs nicht.

J nu, antwortete der Professor lächelnd, ist eben so übel gegeben, als wie stacken. Er bat den jungen Menschen um Vergebung, daß er sich die Freyheit, ihn hierinnen zu verbessern, genommen hätte. Er meynte, es wäre eine Art von Schwachheit, daß ihm im gemeinen Leben alle falsche Wortfügungen, und pöbelhafte oder verlegene Ausdrücke, so sehr sie auch im Gebrauche wären, so auffielen, daß er sich oft an Orten, wo es sich nicht geschickt, den größten Zwang hätte anthun müssen, um nicht seinen Widerwillen dagegen öffentlich zu bezeigen.

Aber ich dächte doch, daß ich deutsch geredet hätte, sagte der junge P..

Deutsch war es wohl, erwiederte der Professor, aber Sie haben sich nicht edel, nicht so ausgedrückt, wie ich wünschte, daß Leute von einigem Stande in Gesellschaft, und im gemeinen Leben reden möchten. Erlauben Sie mirs, so muß

ich Ihnen sagen, daß das Wort stecken, wenn es den öftern Aufenthalt an einem Orte anzeigen soll, höchst pöbelhaft ist. Daß es bey vielen Leuten, und selbst von höherer Art, gewöhnlich ist, giebt noch keine Vertheidigung davon ab. Leider ist es übel genug, daß selbst die gewähltesten Gesellschaften bey uns sich nicht wie in andern Ländern bestreben, durch die Reinigkeit und Auswahl der Sprache von dem gemeinen Volke, eben so, wie durch den Stand, sich zu unterscheiden.

Wollen Sie so genau gehen, wandte der junge Herr wieder ein, so werden Sie schwerlich einen Menschen, und wohl gar keine Gesellschaft finden, die nach Ihrem Plane gut deutsch redet.

Ich bitte um Vergebung, fiel ihm der Professor ein, ich weis von Leuten und Gesellschaften das Gegentheil, die sich nur in etwas hierinnen Mühe gegeben und in Acht genommen haben. Eine gute Erziehung sieht allezeit darauf, daß das Kind nicht lange in den Händen gemeiner

Leute bleibe, sondern bald in die Gesellschaft und Obsicht geschickter Lehrer versetzt werde, um sich von dem Niedrigen im Ausdrucke zu entfernen. Wenn dieses geschieht, so kann es nicht anders kommen, als daß das Kind eine edlere Art sich auszudrücken annimmt. Man schließt daher in der Welt billig von der Art zu reden auf die Erziehung, welche jemand gehabt haben müsse. Und eben daraus fließt die Nothwendigkeit, daß wir uns deswegen, und besonders auch aus Liebe zu unserer schönen Muttersprache, bemühen sollten, reines und nicht mit schlechten Ausdrücken angefülltes Deutsch zu reden. Haben wir den Ruhm, daß es bey uns, in Absicht der Aussprache sowohl, als der Wortfügung den Vorzug erhalte, so sollen wir uns auch möglichst bestreben, ihn zu verdienen.

Diese kleine Strafpredigt des Professors, welche ihn in eine Art von Berufseifer versetzt hatte, brachte die ganze Gesellschaft in den Ton. Sie lockte allen

den

den Wunsch ab, sein Verlangen erfüllt, und Leute vom Stande nicht allein dadurch, sondern auch in der edlern Art des Ausdrucks, von dem gemeinen Manne unterschieden zu sehen. Die artige Mademoiselle W. bat den Professor, in die gemeinnützige Materie etwas weiter hineinzugehen. Ich finde, sagte sie, das, was Sie eben erwähnt haben, so nach meinem Geschmacke, daß ich Sie bitte, uns eine kleine Anleitung von dem zu geben, was man wissen und thun muß, um sich edel und rein auszudrücken.

Wenn ich Ihnen nicht in allen so gern folgte, erwiederte der Professor, so würde ich es verbitten, mich in ein so weitläuftiges Feld zu wagen. Die völlige Kenntniß unserer Sprache ist keine so leichte Sache, als man sich wohl einbilden möchte, und die Anzahl von Leuten ist eben nicht so groß, die sich derselben rühmen könnten. Das Bestreben darnach ist nicht von so geringer Wichtigkeit und Nutzen, als man beym ersten Anblicke

wohl

wohl denken möchte. Ich kenne Leute von Verdiensten und Ansehen, die sich, wegen der üblen Art sich auszudrücken, öfters dem Spotte ausgesetzt haben. Zuweilen sind einige verlegene Wörter, einige verdorbene Arten sich auszudrücken, selbst eine üble Aussprache, hinreichend, vor einer ganzen Gesellschaft der Person ein lächerliches Ansehen zu geben, die übrigens wegen vieler andern Eigenschaften schätzbar seyn kann. Die Bosheit der Welt läßt nicht leicht etwas vorbey, was ihr in diesem Fache lächerlich und fehlerhaft scheint.

Ich will Ihnen ein Beyspiel davon geben. Ich reisete vor kurzem nach B.., um mich einige Wochen bey einem nahen Freunde aufzuhalten, der mich schon lange zu sehen gewünscht hatte. Ich besuchte oft Gesellschaften, und traf unter andern auch einen Fremden an, der, bey allen Zeichen eines vernünftigen Mannes, dennoch wegen eines einzigen elenden Worts, in den Augen der Meisten gewissermaa-

sermaaßen eine lächerliche Figur machte. Ich suchte auch seine Bekanntschaft, und ich muß sagen, daß mir die öftere Wiederholung eines Worts ungemein auffiel. Wenn er von sich und seinen Sachen sprach, wenn er ausdrücken wollte, daß sie ihm bequem und gefällig, so meinte er, daß sie ihm gåtlich wären. Ueberdieß verfiel er in den Fehler der Leute, die den Gegenstand ihrer Gespräche meistentheils von sich, und ihren Umständen herzunehmen pflegen. Er erzählte mir, daß ihm sein Wagen, den wir aus dem Fenster erblickten, ungemein gåtlich sey. Kurz nachher setzten wir uns. Das ist ein recht gåtlicher Stuhl, fieng er an, da ist einer recht gåtlich drauf; und so gieng das gåtliche Wort durch die ganze Reihe seiner Gespräche durch, daß er bald einen Beynamen davon erhielt. Er mochte kommen, wenn er wollte, so fragte man sich, ob ihm wohl heute alles recht gåtlich seyn würde. So gewiß ist es, daß ein so elendes Wort auch einem sonst ehrbaren Manne schädlich werden könne.

Um

Um aber wieder auf das zu kommen, was Sie von mir verlangt haben, fuhr der Professor fort, so deucht mir, daß man sich vorzüglich dahin bestreben müsse, ordentlich zu denken, wenn man gut reden oder schreiben will. Um dieß zu bewerkstelligen, darf man nur bey Zeiten anfangen zu überlegen, und über die vorkommenden Gegenstände Betrachtungen anzustellen. Nur muß man hierbey den Verführungen einer schwärmenden Einbildungskraft nicht zu sehr nachgeben, welche, mitten unter ihren angenehmen Zügen, Dinge sagen läßt, die nicht an ihrem rechten Orte sind, und überdieß wenig Genauigkeit und Verständlichkeit haben.

Doch unser jetziges Augenmerk ist besonders auf die gute Art, sich im gemeinen Leben auszudrücken, gerichtet. Ich glaube, daß dieses vorzüglich von dreyen Dingen abhängt. Den wahren Sinn der Wörter sowohl im eigentlichen als figürlichen Verstande zu kennen, die Regeln

geln zu wissen, welche die Reinigkeit der Sprache fest setzen, und endlich von den Ausnahmen und Veränderungen unterrichtet zu seyn, welche der gute Gebrauch hierinnen, sowohl in der Wahl der Worte bey verschiedenen Gelegenheiten, als deren Zusammensetzung eingeführt, und festgesetzet hat.

Der größte und sichtbarste Fehler im Reden, fuhr der Professor weiter fort, findet sich nun gleich in der üblen und irrigen Zusammensetzung der Wörter, welche die geringe Kenntnis der Sprachkunst verursacht. Zum Beyspiel: Habens mir noch nicht weg? an statt: kennen Sie mich noch nicht? wissen Sie noch nicht wer ich bin? zu sagen. Außerdem, daß das Wort weahaben, an statt kennen, einen niedrigen gemeinen Ausdruck in sich enthält, so ist auch ein offenbarer Fehler der Wortfügung darinnen, da es mich heissen sollte. Aber so offenbare Unvollkommenheiten sind in der That seltner, und herrschen zu sehr bey dem ge-

meinen Volke, als daß es nöthig seyn sollte, noch mehr Beyspiele davon anzuführen. Es giebt wohl andere, die nicht so klar sind, und in welche weit feinere Personen verfallen. Viele sagen bey den kleinsten Gelegenheiten: I ja doch! i ne doch! ob gleich diese Art des Ausdrucks kindisch und übel angebracht ist. Manche bedienen sich des Worts grauen, wenn sie äußern wollen, daß sie sich vor etwas scheuen. Es graut mir recht davor, sagen sie —— das ist ein gräuliches Ding. Das Wort grauen, oder graußen ist alt und verlegen, und sollte in der Sprache der feinern Unterhaltung keinen Platz mehr finden. Ein gräuliches Ding, statt einer widerwärtigen oder schreckbaren Sache zu sagen, ist eben so ein niedriger verlegener Ausdruck, als irgend ein anderer. Gleiche Bewandnis hat es mit dem Worte behagen. Das behagt mir recht, hört man oft von gemeinen Leuten.

Wie sehr danke ich Ihnen, mein liebster Herr Professor, sagte der Baron unser

ser gütiger Wirth, daß Sie mich auf den rechten Weg zurückgebracht haben. Ich war auch einer von der Zahl, dem vieles behagte. Jetzt will ich aber dieses Wort zu den verlegenen Sachen zählen, deren man sich nicht gern bedient. Ich bin keiner von denjenigen, die sich bestreben, in ihren Fehlern zu verharren, sie vernachlässigen und sich noch weitläuftig dabey rechtfertigen wollen.

Wer ihrer so wenig begeht als Sie, erwiederte der Professor, der kann sich wohl leicht von einigen Abweichungen des guten Geschmacks zurückbringen, zu denen man sich oft, ohne daran zu denken, verleiten läßt. Was übrigens die Fehler wider den rechten Gebrauch der Wörter, und wider die edlere Art sich auszudrücken betrift, so hat man freylich hierinnen keine so bestimmte Maaßregeln, da sie blos von dem vereinigten Urtheile einsichtsvoller Personen abhängen, welche darinnen ein feines Ohr und Geschmack besitzen, um sich von dem gemeinern und weniger schätzba-

ren Haufen zu unterscheiden. Auch sind die Vergehungen hierinnen weit gewöhnlicher, und eher zu vergeben. Nicht alle stehen in der Verbindung ausgesuchter Gesellschafften, die sie bilden könnten. Die Worte in einem Gespräche könnte man gewißermaßen wie die Materialien zu einem Gebäude betrachten. Man muß sie gut wählen, und einen rechten Gebrauch davon zu machen wissen, damit ein jedes am rechten Orte angebracht werde. In der Hand eines geschickten Baumeisters wird alles nützlich. Er weis sogar Muschelschaalen anzuwenden, und wenn er nur Grotten damit auszieren sollte.

Die veralteten Wörter kann man in einem ernsthaften Gespräche nicht wohl gebrauchen. In freyen scherzhaften Unterredungen würden sie noch eher einen Platz finden.

Ganz neue Wörter müssen uns vielmals wegen des gezierten Wesens verdächtig seyn, in welches man leicht bey ihrem Gebrauche verfallen kann. Wenn sie nicht

nicht die Sprache durch einen neuen Ausdruck bereichern, der ihr noch fehlte, und allgemein aufgenommen sind, so werden sie bey der vernünftigen Welt schwerlich das Bürgerrecht erlangen.

Vor gelehrten und lateinischen Ausdrücken müssen sich diejenigen sehr in Acht nehmen, die nur nach der großen Welt gebildet seyn wollen. Sie verbreiten über diejenigen ein pedantisches Ansehen, die sich deren bedienen, besonders wenn es noch andere und bekannte Benennungen giebt, welche die Sache verständlich machen. Eben so gezieret klingen auch oft französische Wörter und kleine Sprüchelgen. Dieß ist ein Fehler, der vielen gemeinen Leuten besonders anhängt, welche diese Sprache nicht verstehen, und doch gern das Ansehen haben wollen, als ob sie etwas davon wüsten. Alle, die ihnen, auch bey der Kenntnis der Sprache, hierinnen nachfolgen, verfallen doch in dieß Kleine und Lächerliche des gemeinen Mannes.

Niedrige und pöbelhafte Redensarten sollten bey allen Gelegenheiten mit der größten Sorgfalt vermieden werden. Der Gebrauch derselben ist das sicherste Kennzeichen einer gemeinen Erziehung. Ein einziges solches Wort kann den liebenswürdigsten Personen bey gebildeten Leuten den größten Schaden thun, der nicht so leicht wieder zu ersetzen ist, weil sie gemeine Gesinnungen und eine niedrige Aufführung darunter vermuthen.

Endlich muß man auch den fehlerhaften Wortfügungen so viel möglich auszuweichen suchen. Nicht nur denjenigen, welche den Grundsätzen der Sprachkunst zuwider sind, sondern auch denen, die nicht mit der hergebrachten Gewohnheit übereinstimmen, welche die feinere und gebildetere Welt hierinnen festgesezt hat. Man lernt sie auch nicht besser, als in dem Umgange, und durch Unterredungen mit Leuten, die richtig sprechen, und aus wohlgeschriebenen Büchern, kennen.

Ich bin Ihnen sehr verbunden, sagte Mademoiselle W., daß sie mir diese Dinge etwas auseinander gesetzt haben, wovon ich nur sehr dunkle Begriffe besaß. Um aber die Anwendung derselben in ein grösseres Licht zu setzen, so müssen Sie uns nothwendig einige gemeine und verdorbene Redensarten anführen. Dadurch werden wir den Unterschied derselben von der edlern Art des Ausdrucks desto mehr fühlen. Sagen sie mir aber doch erst, wie es kömmt, daß Leute, die sich so gemein und pöbelhaft ausdrücken, es dennoch nicht selbst an sich gewahr werden.

Es geht ihnen wie denen, erwiederte der Professor, die das Unglück eines riechenden Athems haben; sie merken ihn nicht an sich selbst, weil sie schon an den üblen Geruch gewöhnt, und zu bekannt mit ihm sind.

Das erinnert mich an die römische Dame, fieng der Baron an, deren Mann eben diesen Naturfehler an sich hatte. Es wurde ihm von einigen seiner vertrau-

ten Freunde gesagt, und er beklagte sich nachher gegen seine Frau, daß sie nie ein Wort davon gegen ihn erwähnt hätte. „Ich dachte, alle Mannspersonen röchen so,“ antwortete sie.

Es giebt zu unsern Zeiten Frauenzimmer, die hierinnen neugieriger und besser unterrichtet sind, sagte der junge P..

Ich glaube es, antwortete die Baronesse, unsere gütige Wirthin, aber die römische Dame konnte wohl eine Unwissenheit vorgeben, welche in der Wahrheit nicht gegründet war. Die übertrieben unschuldige Einfalt macht sich vielmals der Verstellung und Eitelkeit verdächtig. Um aber nicht von Leuten übel zu reden, setzte sie lächelnd hinzu, und der römischen Tugend zu nahe zu treten, so komme ich wieder auf die gemeinen und üblen Arten sich auszudrücken. Wenn Sie erlauben, so will ich Ihnen einige anführen, die mir in gesellschaftlichen Unterredungen mißfallen haben.

Zuweilen hörte ich von Leuten sagen: er ließ so etwas davon fahren: um auszudrücken, daß sich dieser oder jener etwas von der Sache habe merken lassen. Ich halte diese Redensart für pöbelhaft und unartig.

Ich bin völlig Ihrer Meynung, sagte der Professor, weil fahren in dieser Wendung übel angebracht ist, und zweydeutig klingt. Da der Ausdruck übrigens die Sprache weder bereichert noch verschönert, so wollen wir ihn zu den niedrigen und verwerflichen zurückweisen, deren sich Leute von Geschmack nicht bedienen.

Es giebt andere, fuhr die Baronesse fort, welche die Ursache einer Begebenheit, oder sonst eines Dinges mit einer verdorbenen und sehr gemeinen Redensart angeben. Darum alleben, sprechen sie, anstatt eben darum zu sagen. Die einzige darzu gesetzte Sylbe giebt dem Ganzen einen pöbelhaften Geschmack.

Daraus kann man sehen, fieng ich an, wie gefährlich es ist, einer so eigensinnigen Sache, als dem Sprachgebrauche, etwas nehmen, oder zusetzen zu wollen. Auf beyde Fälle kann man in einen sehr fehlerhaften Ton gerathen. Eben erinnere ich mich auch eines einsylbigen an sich sehr unbedeutenden Wörtgens, welches dem gemeinen Manne sehr eigen ist, und dennoch in dem Munde der artigsten Personen sich eingeschlichen hat, so daß man bey vielen Umständen ey, ey, zu sagen pflegt. Ey, ey gehn sie doch, sprechen manche. Ich halte diesen Zusatz für höchst kindisch und völlig unnütz, da er keine Bedeutung in sich enthält, und eine Art von Verwunderung bey den geringsten Dingen anzeigen soll, welche vernünftigen Leuten höchst ekelhaft wird.

Auch habe ich mich zuweilen über gewisse Menschen geärgert, welche bey meinen Erzählungen alle Augenblicke sagten — — ißes möglich. Ausser der üblen Aussprache, die darinnen herrscht, so halte

halte ich es auch für sehr unartig und wider die gute Lebensart, auf gewisse Weise stets an dem zu zweifeln, was man sagt, als wenn man unmögliche und unwahrscheinliche Dinge vorbrächte, die bey jedem Schritte so kindische Zweifel erregten. Da man dieses zuweilen bey Kindern zu thun gewohnt ist, um sie durch diesen Ausruf in ihrer Erfindung und Fortsetzung der Erzählung aufzumuntern, so sollte es auch blos bey ihnen bleiben. Ein vernünftiger Mensch, der etwas behauptet, machet dadurch allezeit eine elende Figur.

Erst kürzlich, sagte der Baron, befand ich mich in einer Gesellschaft in der Stadt, wo von einer Begebenheit gesprochen wurde, die Folgen haben konnte. Das wird was schönes geben, fieng einer an. Ja wirklich, wiederholte ein anderer, da wird was schönes passiren. Ich fand das Wort, was schönes, hier eben so übelklingend, als den Ausdruck gemein, es wird was geben, was passiren.

Vielen

Vielen hängt die üble Gewohnheit an, sagte Mademoiselle W., fast zu jeder Sache e mal zu setzen. Thun Sie das e mal, ich muß schon e mal spatzieren fahren, wenn ich nur e mal dazu kommen könnte, sagen Sie mich e mal; und e mal ist ein Schlußwort, womit sie bald alle ihre Reden besiegeln.

Diese Bemerkungen sind sehr richtig, erwiederte der Professor. Es ist eben so unnütz und lächerlich, e mal zu seinem allgemeinen Schlußworte zu wählen, als den Anfang von alle dem, was man vorbringt, mit der Redensart, 'sis wahr, zu machen, welches sehr gewöhnlich in gesellschaftlichen Gesprächen ist. Neulich traf ich einen Mann an, der mir das Wort sehr oft und auf eine unleidliche Art wiederholte. 'Sis wahr, fieng er an, ich liege viel auf dem Billard, 'sis wahr, ich versäume meine Geschäfte dabey, 'sis wahr, das bringt mir Schaden, 'sis aber auch wahr, daß es e mal meine Passion ist. Alles dieß

hätte

hätte ich ihm geglaubt, ohne daß er sich bemüht hätte, mir die Wahrheit davon auf eine so sehr unangenehme Art zu versichern.

Der Mittag fieng sich an zu nähern, und wir giengen auseinander, um uns umzukleiden, und bey der Tafel zu erscheinen. Der Nachmittag ward meistentheils mit angenehmen Spatziergängen zugebracht, und wir schlossen mit einer Abendmahlzeit.

Zweyte Unterhaltung.

Den Morgen drauf sahen wir uns, nach der genommenen Abrede, zwischen 9. und 10. Uhr alle wieder in der reizenden Laube, welche jetzt unser critisches Theater genennet werden konnte. Wir erinnerten uns sogleich unserer gestrigen Unterhaltung. Ich kann sagen, fieng Mademoiselle W. an, daß ich mich von den Feinheiten der Sprache in der Wahl der Wörter und Redensarten sehr gern belehren lasse. Ich finde eine wahre Lust daran. Da ich merke, daß ich oft wider die gute Art, sich auszudrücken, anstoße, ohne es selbst gewahr zu werden, so wird es bey mir zu einem nützlichen Vergnügen. Es ist wohl gewiß, daß ich eine große Menge Nachfolger und Mitschuldige habe, aber die Fehler anderer dienen zu keiner gegründeten Entschuldigung seiner eigenen.

Wenn Sie auch Fehler in der Sprache begiengen, wandte der Professor höflich

ein, so würden sie durch die Genauigkeit Ihrer Gedanken allezeit hinlänglich ersetzt.

Ich wollte von Herzen, daß ich auf diese gütige Meynung einen gegründeten Anspruch machen könnte, erwiederte Mademoiselle W. Aber da wir nicht für uns allein leben, so würde es wenig nützen, zu einiger Fähigkeit im Denken gelangt zu seyn, ohne sich anständig und deutlich ausdrücken zu können.

Wer von allen Sachen auf den ersten Anblick so richtige Begriffe, als Sie, fasset, fieng der Professor wieder an, dem kann es auch nicht an Redensarten fehlen, selbige deutlich anzuzeigen. Ich bin versichert, fuhr er fort, indem er ihr recht in die Augen sah, daß sie Ausdrücke finden würden, sich bey den rauhesten und barbarischsten Völkern verständlich zu machen.

Nun, sagte der junge P.., dem es nicht sehr gefiel, daß der Professor diesem

sem reizenden Mädgen auf eine so gute Art Süßigkeiten vorsagte — — auf das Wort können Sie sich, Mademoiselle, einschiffen, um die entferntesten Völker und entlegensten Länder zu besuchen, da Ihnen der Herr Professor die Gabe, fremde Sprachen zu reden, schenkt.

Ich schenke der Mademoiselle nichts, erwiederte der Professor, ich entdecke nur die vortrefflichen Eigenschaften, die ich bey ihr gefunden habe.

Erlauben Sie, erwiederte Mademoiselle W., daß ich von den Ihrigen einigen Nutzen haben kann. Ich thue es um desto lieber, da Sie einer Fackel gleichen, welche andern ihr Licht mittheilet, ohne sich im geringsten dadurch zu verringern, noch abzunehmen. Ich bitte Sie also, uns zu sagen, was Sie eigentlich niedrige Worte nennen, und worinnen sie von denen unterschieden sind, welche niedrige Dinge ausdrücken.

Niedrige

Niedrige Worte, fieng darauf der Professor an, welche Dinge auf eine schlechte uud geringschätzige Art ausdrücken, die an sich nichts niedriges haben. Da es hingegen geringe Dinge giebt, die man mit Worten benennt, welche gar nichts verächtliches enthalten. Um diesen Unterschied noch deutlicher zu machen, so wird es nöthig seyn, einige Beyspiele anzuführen. Das Wort hätscheln ist ein pöbelhaftes Wort, welches oft in dem Munde des gemeinsten Volkes ist. Der wird recht gehätschelt, das Kind ist ganz verhätschelt, an statt zu sagen: dem Menschen wird recht geschmeichelt, das Kind ist ganz verzärtelt. Dieser Gedanke hat nichts niedriges an sich, nur das Wort ist pöbelhaft, welches ihn ausdrückt.

Ich kenne einen Mann von Stande, fiel die Baronesse ein, der sich oft dieses Ausdrucks bedient. Ich weis nicht, wie er mir bey Erwähnung der Ausdrücke, die ich nicht ausstehen kann, hat entfliehen

können, denn dieser gehört vorzüglich mit darunter. Ich wundere mich, antwortete der Professor, daß ein Mann von einigem Geschmack und Wissenschaft sich dieses Worts bedient habe, welches ganz pöbelhaft ist, und nicht anders, als durch Sänftenträger und Kutscher, in höhere Gesellschaften übergegangen seyn kann.

Ach! diese Leute haben oft mehr Aehnlichkeit mit Vornehmen, als man anfangs wohl denken sollte, erwiederte unsre gütige Wirthinn. Wenn man zwischen ihren Handlungen und Gedanken Aehnlichkeit wahrnimmt, warum sollte sich nicht auch eine Uebereinstimmung in ihren Ausdrücken finden?

Weil sie große Ursache hätten, diese Uebereinstimmung zu verbergen, wandte der Professor ein.

Diejenigen, die sich betrinken, Kaufleute betrügen, ihre Freunde hintergehen,

falsch

falsch spielen, und ärger als Kutscher und Sänftenträger schwören, fragte die Baronesse, haben diese nicht eben so große Ursache, diese Gleichförmigkeit zu verbergen?

Ich gestehe es, erwiederte der Professor. Doch sie mögen es halten, wie sie wollen, ohne daß wir uns darüber ängstigen, weil sie unsers Eifers ungeachtet das thun würden, was ihnen gefällig wäre, und wir kein Recht haben, sie daran zu verhindern.

Um aber wieder auf die gemeinen Ausdrücke zu kommen, so giebt es einige, welche fast gar nicht aus dem Munde des gemeinen Volks kommen, als: i potz tausend; nu das wäre noch eins; gribeln und grabeln; Schmuh machen, und dergleichen, welche ich blos nur zum Beyspiel anführe, und die unter wohlgezogenen und wohlgebildeten Leuten sehr selten vorkommen, ausser sich etwan darüber zu belustigen.

Noch muß ich Beyspiele von Dingen anführen, die an sich gering sind, ohne deswegen mit niedrigen Worten ausgedrückt zu werden. Daraus wird klar erhellen, daß die Niedrigkeit der Dinge an sich sehr von der niedern Art des Ausdrucks abweicht und unterschieden ist.

Nichts ist fast gemeiner und geringer, als Stroh und Staub. Indessen haben die Wörter nichts niedriges, welche sie ausdrücken. Sie können vielmehr oft in edlen Schilderungen und figürlichem Verstande gebraucht werden. als:

Daß die Gottlosen, Herr, deinen Zorn vernehmen, daß sie vor dir wie der Staub und der leichte Strohhalm seyn mögen, welche der Wind vor sich hertreibt. Freue dich, Zion, und gehe aus dem Staube hervor.

Man kann sich nicht edler, als der Verfasser der Psalmen, und gleichwohl mit den gemeinsten Worten, ausdrücken.

Noch ein anderes Beyspiel von dem Unterschiede eines Gedanken, der durch edle und große Ausdrücke geschildert wird, und eben des nehmlichen, wenn er in gemeinen und gewöhnlichen Redensarten vorgetragen ist:

War Philipps Sohn ein Held, der sich der Lust entzog,
In welcher unberühmt die Ninyas zerrannen,
Und auf zertrümmerten Tyrannen,
Von Sieg, zu Sieg, bis an den Indus flog?
Sein wälzender Triumph zermalmte tausend Städte,
Zertrat die halbe Welt — — Warum? Laßts ihn gestehn!
Damit der Pöbel von Athen
Beym nassen Schmauß von ihm zu reden hätte.

Die Ehrbegierde Alexanders wird nicht leicht größer und poetischer umschrieben werden können, als in der Stelle des Musarion von Herrn Wieland geschehn ist.

ist. Eben dieser Gedanke würde nicht gleiche Wirkung haben, wenn man sagte:

> War Alexander ein Held, weil er sich allen Wollüsten entzog, Städte und Königreiche eroberte? Er thats nur darum, damit das Volk in Athen davon reden sollte.

Man kann nicht sagen, daß dieses nicht eben der Gedanke sey, aber er ist von der Sprache der Grazien und der Poesie entblösset, welche ihn so verschönert.

Sie haben recht, erwiederte Mademoiselle W., und ich begreife jetzt sehr wohl, daß man erhabene Sachen durch niedrige Worte eben so entstellen, wie man die geringsten Dinge durch eine edle Art des Ausdrucks verschönern kann.

Dieß bringt mich auf einen Einfall, fieng ich an. Vielleicht haben die Uebersetzer des Homers, und anderer großer Dichter eben das gethan, was uns jetzt

der

der Herr Professor mit der schönen Stelle aus dem Musarion gewiesen hat. Da sie eben die Gedanken nur mit gemeinen und weniger erhabenen Redensarten beybehalten, so verlieren sie dadurch den eigenthümlichen Reiz ihres Originals, und finden sich aller Annehmlichkeiten der Dichtkunst beraubt.

Das ist unstreitig, erwiederte der Professor. Es ist nicht leicht ein Gedanke so erhaben, edel und von feiner Empfindung, der nicht sehr von der Wahl der Worte, und der Wendung des Styls abhängt, deren man sich dabey bedienet. Oft kann dieses auch mit der größten Mühe nicht von einer in die andere Sprache übergetragen werden. Diejenigen also, welche unsern Dichtern die Ehre anthun, sie mit den Besten des Alterthums zu vergleichen, und ihnen zuweilen gar den Vorzug zu geben, dessen Beweis sie aus den Uebersetzungen der Alten herholen, um einen Vergleich damit anzustellen, diese schlagen sich nur mit ihrem Schatten

 herum,

herum, da sie, wie man sagt, Mann gegen Mann stellen sollten. Dennoch glaube ich, daß, wenn solches geschähe, Deutschland einige Dichter würde aufweisen können, die in diesem Streite wenigstens nicht unterliegen würden.

Das heisse ich in critische Untersuchungen sich verirren, sagte der junge P.. Lassen Sie uns also wieder auf die fehlerhaften Redensarten zurückkommen, davon mir jetzt eben eine beyfällt, die ich erst neulich in einer sehr artigen Gesellschaft gehört habe, und welche zu einem comischen Auftritte Anlaß gab. Diese ist: der hats recht hintern Ohren; um auszudrücken, daß einer listig, verschlagen ist. Ein sehr feines Frauenzimmer bediente sich dieses niedrigen Ausdrucks, da sie in meiner Gegenwart mit dem jungen F.. sprach. Sie meynte mit ihrem gewöhnlichen satyrischen Lächeln, er habe es recht hintern Ohren. Da sie sich sehr in dieß vortreffliche Sprichwort verliebt haben mochte, so antwortete sie auf alle gewisse und

wahrscheinliche Entschuldigungen des jungen Menschen, daß es ihm völlig unbekannt sey, nicht anders, als; nein, Sie habens hintern Ohren, Sie habens zu sehr hintern Ohren. F.., der dadurch bis zur Ungeduld gebracht war, antwortetete mit einem comischen Verdrusse: nun wenn ichs hintern Ohren habe, so mögen Sie es wo anders haben, und wandte sich gleich von ihr weg.

Die Antwort war ein wenig unbescheiden, sagte der Professor, und man sieht die freye Art, womit sich viele unserer jungen Herren jetzt betragen. Freylich hätte ihn auch das Frauenzimmer durch die öftere und lächerliche Wiederholung einer Redensart nicht dazu Gelegenheit geben sollen, welche an sich schlecht und von dem gemeinsten Volke genommen ist. Ich halte also dafür, daß wir sie aus jeder artigen Gesellschaft verbannen können.

Es ist aber nicht genug, fuhr der Professor fort, daß viele Personen von Stande üble Redensarten und Wörter aus der untersten Classe des Volks auflesen, sondern sie mischen zuweilen auch Wörter aus fremden Sprachen in die Reinigkeit der unsrigen, und machen sie dadurch ganz übellautend. Vielmals haben wir mehrere deutsche Ausdrücke von der Sache, die sie, besonders aber gemeine Leute, noch dazu mit einer falschen und ekelhaften Aussprache französisch und lateinisch geben. Es wäre zu langweilig, hier Beyspiele anzuführen, da ein jeder unter uns sich häufiger Proben davon erinnern wird, wie unsere Muttersprache durch eine solche Mischung sehr verunstaltet ist.

Auch mir fällt es oft ungemein auf, sagte Mademoiselle W., und ich kann mich bey manchen Gelegenheiten nicht enthalten, die Rede einer Person zu wiederholen, um das fremde Wort deutsch zu geben, was sie vorher aus einer fremden Sprache entlehnt hatte. Damit ich

aber wieder etwas von der deutschen Art Fehler zu begehen sage, so habe ich einige Personen und besonders von einer gewissen Landesart gefunden, die Steigen oder Stiegen an statt Treppe sagen. Ich halte dieß Wort für verdorben, und nicht von gutem Gebrauche. Ob man gleich sagt, ich steige die Treppen, so giebt dieses noch kein Recht, daraus ein eignes Wort zu machen.

Ich kenne einen Menschen, fieng der Baron an, der immer Antlitz an statt Gesicht sagt. Er erzählte mir neulich von Madame G.. daß ihr Antlitz anfienge Farbe zu bekommen. Ich glaube, daß wir dieß Wort unter die Anzahl der verlegenen Waare rechnen können, davon man selten Gebrauch macht.

Ich habe nichts darwider, antwortete der Professor. Eben so wenig, deucht mich, kann man Angesicht sagen, wenn man von den persönlichen Reizen eines Frauenzimmers redet. Die Fräulein

hat

hat ein schönes Angesicht, ist keine gute Art sich auszudrücken, und schmeckt nach alten Helden- und Liebesgeschichten. Das Wort Angesicht hat eine andere Anwendung, wenn man sagt: dieser große Feldherr hat eine wichtige Vestung im Angesichte einer ganzen Armee weggenommen. Es hört aber auf, von gutem Gebrauche zu seyn, wenn man von dem reizenden Ansehen einer annehmlichen Person redet.

Ich kenne eine rechte artige Person, sagte die Baronesse, welche sich gleichwohl einen sehr gemeinen Ausdruck angewöhnt hat. Ach thun Sie nur nicht so, nein, thun Sie nur nicht so, wiederholt sie vielmals, um zu sagen, daß man sich in einer Sache nicht verstellen solle. Einige male habe ich sie verbessern wollen, sie meynte aber, es wäre recht geredet, weil es sehr gewöhnlich wäre.

Ich bin nicht völlig ihrer Meynung, erwiederte ich, denn es ist ein Ausdruck,

welcher

welcher der gemeinsten Classe von Leuten nur gewöhnlich ist. Eine ähnliche Art von Ausdrucke hört man bey dem gemeinen Volke, wenn sie ihren Widerwillen gegen einen Umstand zu erkennen geben wollen. Das wäre mir nun eben, sagen sie, das käme mir eben recht.

Erst neulich, fieng der Baron wieder an, da ich mich zuletzt in der Stadt befand, sah ich mit einem meiner Bekannten zum Fenster heraus. Wir erblickten eine Person, welche mit einem Tressenkleide vorbeygieng. Eine alte Frau zupfte ein anderes Frauenzimmer bey dem Ermel, und sagte: sehn se e mal, sehn se, der thut recht dicke. Der kann wohl dicke thun, antwortere das Frauenzimmer, denn er hats derzu. Ich mußte mich wundern, daß eine Person von einiger Erziehung, wie sie zu seyn schien, sich so niedriger Ausdrücke bedienen konnte.

Ich habe diese Redensart mehrmal von angesehenen Leuten gehört, sagte der

Professor, sie ist und bleibt aber nichts destoweniger verwerflich und unedel. Sie erinnert mich an eine andere, die ich neulich bey einem guten ehrlichen Manne hörte, und in der That anfänglich nicht verstund. Wir redeten von seinem Nachbar, gegen welchen er eben nicht die gütigsten Gesinnungen zu hegen schien. Wie er mir einige Umstände von ihm erzählt hatte, so schloß er damit, daß er sagte: ja, ja er hats auch aufm Leibe. Ich glaubte, er wollte sagen, daß der Mann alles in Kleidern verschwendete. Ist er so eitel, fragte ich, große Summen auf seine Kleidung zu wenden: Ach nein, erwiederte er, ich meynte, daß er nicht Ursache habe, so dicke zu thun. Nach diesem eben so pöbelhaften Ausdrucke fuhr er fort, mir noch einiges von ihm zu erzählen, und dadurch lernte ich, daß in der gemeinen Sprache, der hats auch auf dem Leibe, so viel heissen sollte, als: er hat nicht Ursache, sich so aufzublähen, und stolz zu thun.

In meiner Nachbarschaft, fieng Mademoiselle W. an, wohnt ein ganz geschickter Handwerksmann, bey dem ich vieles arbeiten lasse, und der mir aus besonderer Gewogenheit seine Arbeit allezeit selbsten bringt. Er ist so artig bey solchen Gelegenheiten, mich durch eine Erzählung belustigen zu wollen, und so weit er auch dabey ausholt, ehe er auf den wahren Umstand kömmt, den ich dadurch erfahren soll, so sagt er doch immer, nun damit ichs kurz mache, oder auch schlecht weg, kurz um. Er versichert mir zugleich, er wäre mir so gut, daß er sich für mich hängen ließe, daß er sein ganz Bißchen Hab und Gut um mich geben wollte, und ich solls ihm nicht vor übel halten, er wäre aber ganz närrisch, wenn er mich sähe, und dergleichen.

Da sehe ich nun eben nicht viel Fehlerhaftes drinnen, sagte der junge P..

So seyn Sie so gütig, erwiederte Mademoiselle W., und sagen uns Ihre Meynung

nung darüber, und wie sich der Mann hätte besser und edler ausdrucken können.

Nun damit ich es kurz mache, fieng der Professor an, ist ein unangenehmer Mischmasch von Worten, der nach einer langen und verdrüßlichen Erzählung noch ekelhafter wird. Ueberdieß ist die Art zu reden völlig aus dem Munde der gemeinsten Leute genommen. Kurzum ist eben so übel, und müßte allenfalls nur kurz heißen. Die letzte überflüssige Sylbe giebt dem Worte eine pöbelhafte Wendung.

Ich bin Sie so gut, fuhr er fort, ist ein Ausdruck der Zärtlichkeit unter den niedrigsten Personen, der, ausser der fehlerhaften Wortfügung, die darinnen herrscht, noch darzu in Betracht des Abstands, der zwischen Ihnen und dem Herrn Nachbar war, etwas zu vertraut klang.

Ich glaube, daß ich nicht erst nöthig habe anzuführen, wie elend das Sprichwort,

wort, sich für sie hängen zu lassen, in allen gesitteten Ohren klingen muß, und ich gestehe, daß der Herr Nachbar seine Neigung gegen Sie auf eine etwas anständigere und höflichere Art hätte ausdrücken können.

Sein Bißgen Hab und Gut, ist pöbelhaft ausgedrückt. Bißgen ist ein verlegenes schlechtes Wort, wenig vertritt dessen Stelle. Wenn es aber zu Hab und Gut kömmt, so klingt es völlig abgeschmackt und niedrig.

Halten Sie mirs nicht vor übel, ist auch so ein Flickwörtgen der gemeinen Höflichkeit, welches in guter Gesellschaft nicht vorkommen darf. Bey gemeinen Leuten soll es sehr bescheiden heissen, wenn sie bey vielen Handlungen bitten, daß man es ihnen nicht für übel halten oder nehmen möchte.

Mein Nachbar, fieng die Mademoiselle W. wieder an, sagt auch oft, wenn er

glaubt, daß man nicht völlig aufrichtig in der Sache zu Werke gehe: ach thun Sie nur nicht so thun.

Es ist gewiß, erwiederte der Professor, daß man nicht so leicht ein Wort findet, welches an so vielen Orten gemißbraucht wird, als: thun, wie unter andern auch die angeführte Redensart zeigt. Viele Leute setzen es auch auf eine fehlerhafte Weise zu den Zeitwörtern selbst, als gehn thun, essen thun, und dergleichen.

Da es spät war, so schlug unser gütiger Wirth, ehe wir zu Mittage äßen, noch einen kleinen Spatziergang vor. Das Wetter war reizend; die Fluren weit und breit blühend; wir giengen also spatzieren, und ließen unsere Sprachcritik unterdessen bis auf Morgen ausgesetzt.

Dritte Unterhaltung.

Den folgenden Tag waren wir noch nicht lange in der Laube beysammen, so brachte ein Bedienter der Baronesse einen Brief. Sie erbrach ihn, und da sie ihn vor sich durchgelesen hatte, so fieng sie an zu lachen. Das Schreiben hätte zu keiner gelegenern Zeit kommen können, sagte sie, es ist ganz von den fehlerhaften Ausdrücken angefüllt, die wir jetzt aufzusuchen uns bemühen. Es kömmt von einem Hofcommissarius aus einer kleinen Stadt, wo er einer der Vornehmsten ist. Ich stund ehemals wegen gewisser Aufträge mit ihm in einem häufigern Briefwechsel. Sie fieng an, ihn uns sodann laut vorzulesen.

Gnädige Frau,

War eben nicht zu Hauße, als Dero geehrtestes vom 18. passati erhielt. Hoffe, werden mirs also nicht vor übel nehmen, daß nicht gleich wieder geschrieben. Er-

greife aber um so eher jetzo die Feder, Ihnen meine fernere dienstliche Bereitwilligkeit zu versichern. Ist mir ein wahres Vergnügen, wenns vorfällt, daß ich Sie sagen kann, wie viel von Ihren Verdiensten halte, und dankbar ich gegen Ihre liebreichen Begünstigungen denke, womit Sie mich sonsten überschüttet. Gewiß Sie sind unter einem günstigen Gestirn und glücklichen Himmelszeichen gebohren, da Sie mit Ihrer annehmlichen Freundlichkeit auch so viele andere gute Eigenschaften verschwestern. Glauben Sie mir übrigens sicherlich, daß keinen Umstand mir entwischen lassen werde, wo ich vor Ihre Begünstigungen irgendwo mich abfinden kann. Schlüßlich nehme ich mir die Freyheit, mit vieler Ergebenheit zu verbleiben

Ihr

ganz schuldigst gehorsamer
Diener.

Da haben Sie etwas, mein lieber Professor, sagte sie, woran Sie sich üben können, und wollte ihm den Brief überreichen.

Er ist in zu guten Händen, erwiederte der Professor, als daß ich Ihnen denselben entreissen sollte. Ich werde mein Urtheil gewiß mit dem Ihrigen allezeit vereinigen.

Weil Sie es denn so haben wollen, fieng die Baronesse wieder an, so muß ich gleich den Anfang dieses zierlichen Schreibens tadeln. Die Gewohnheit und niedrige Schreibart gewisser gemeinen Leute, das Wort ich auszulassen, klingt sehr hart, und enthält auch einen Fehler wider die Wortfügung. Es soll so eine Art von gemeiner Bescheidenheit seyn, daß sie sich überall aus Ehrfurcht weglassen wollen, die aber völlig nach niedriger Erziehung schmeckt, welche Leute eben am unrechten Orte furchtsam und bescheiden, und wieder an andern zu frey, und oft

gar unhöflich seyn läßt, wo sie nach den Regeln der feinen Lebensart äußerst höflich hätten seyn sollen. Ich halte also davor, daß man das ich niemals auslassen müsse.

Eben so abgetragen ist die Redensart Dero Geehrtestes, wo Schreiben wieder auf eine höchstunangenehme Art weggelassen ist.

Vom 18. *passati* ist ein sehr ekelhaftes Gemisch von einem fremden Worte, das, wenn es auch deutsch ausgedrückt wäre, dennoch darinnen fehlerhaft bleibt, weil Monat wiederum ausgelassen ist. Ueberhaupt fange ich an zu glauben, daß der Mann die Schönheit seines Styls in Auslassungen setzt.

Die einzige Zierlichkeit, die ich darinnen finde, sagte Mademoiselle W., ist, daß man auf diese Art weniger als sonst von ihm zu lesen bekömmt.

Dieser Einfall belustigte die ganze Gesellschaft und brachte sie zum Lachen.

Werdens mir also nicht vor übel nehmen, fuhr die Baronesse fort, haben wir schon vorhin unter die verwerflichen Arten des Ausdrucks gerechnet. Eben so fehlerhaft halte ich das Wort, wieder schreiben, in dem Verstande, wo es antworten heissen sollte.

Ich ergreife die Feder, ist der abgetragene und so gewöhnliche Anfang von Briefen, welcher nichts sagt. Was wollte er wohl sonst ergreifen? Schreibt man die Briefe nicht heut zu Tage gewöhnlich mit Federn, und weder mit Bleystifte noch mit dem Grabstichel, wenn man nicht zu dem ersten durch die Noth gedrungen, oder zu dem andern durch die Begierde gebracht wird, seine Worte durch Kupferstiche oder steinerne Denkmäler unvergeßlich zu machen. Ich glaube also, daß man diese Redensart als etwas überflüssiges eben so, als folgende, aus

guten Briefen verbannen müsse: Ich ergreife die Feder, ich lege Hand an, Ihnen zu schreiben, ich schreibe Ihnen dieses, um Sie zu versichern, dieses Schreiben wird es Ihnen kund machen, und noch einige andere.

Ich finde die Anmerkung um so viel gegründeter, fiel der Professor ein, da so viele ehrliche Leute den Fehler haben, ihre Briefe mit vielen Redensarten anzufüllen, die nichts sagen wollen, und daher völlig unnütz sind.

Ihnen meiner fernern dienstlichen Bereitwilligkeit zu versichern, fuhr die Baronesse fort, ist völlig falsch, und nicht höflich genug. Erstlich muß es Sie zu versichern heißen. Hernach liegt ein kleiner Baurenstolz darinnen, weil er glaubt, daß es zu viel gewesen seyn würde, zu sagen: Sie meines fernern Diensteifers zu versichern. Leute von Lebensart sind in Briefen und besonders gegen Frauenzimmer mit der Höf-

lichkeit

lichkeit und deren verbindlichen Ausdrücken weder geizig noch verlegen, da sie die feinere Art des Umgangs bestätigt und eingeführt hat. Das Gegentheil zeigt gemeine Gesinnungen und Mangel an feinen Gesellschaften. Uebrigens ist das Wort dienstlich alt und abgetragen, und nicht vom schönern Gebrauche. Wenn es aber zur Bereitwilligkeit kömmt, so macht es ein höchstunangenehmes Gemenge von Worten und Begriffen.

Ein Beweis davon, fiel ich ein, ist die Redensart, welche zuweilen in dem Munde gemeiner Leute ist: er schickte zu mir mit dem dienstlichen Ersuchen, an statt mich darum zu ersuchen.

Ist mir ein wahres Vergnügen, wenn mirs vorfällt, fuhr sie fort, schließt wieder eine von seinen gewöhnlichen Auslassungen in sich. Wenn mirs vorfällt, klingt hart, wenn sich die Gelegenheit ereignet, ist besser.

Daß ich Sie sagen kann, ist wieder falsch und unhöflich. Es muß heissen, daß ich Ihnen sagen kann. Dann ist auch das Wort bezeugen in dieser Stelle viel anständiger.

Wie viel ich von Ihren Vorzügen halte, ist von dem Herrn Commissair sehr stolz geredt, und heißt sich zum Richter derselben aufwerfen, welches in aller Absicht unartig ist. Die feinere Art sich auszudrücken würde seyn: wie hoch ich Dero Vorzüge schätze, zumal wenn ein geringerer an den höhern schreibt.

Und dankbar ich gegen Ihre liebreichen Begünstigungen gedenke, womit Sie mich sonsten überschüttet, dieß sind Ausdrücke, die mich vor Ihnen schamroth machen würden, wenn Sie nicht davon überzeugt wären, daß ich den Herrn Commissair niemals mit liebreichen Begünstigungen überschütten würde.

Es ist wahr, sagte der Professor, das Wort liebreich mit den Begünstigungen verknüpft, macht hier den lächerlichsten Contrast, der völlig wider die Ehrfurcht streitet, die er der gnädigen Frau schuldig ist. Gunst wird zuweilen für Gnade gesetzt, indessen kann es in gewissen Wortfügungen von sehr zweydeutigem Verstande seyn, und vermuthlich hat der Herr Commissair den ganzen Umfang des Sinnes nicht überlegt, den er haben könnte. Für den Herrn Commissair war es allezeit besser das Wort Gnade zu wählen, da er an eine Dame schrieb.

Der völlige Verstand der Wörter, der eigentliche Sinn und dessen Umfang gehört mit zu den unentbehrlichsten Kenntnissen, um sich gut auszudrücken, fuhr der Professor fort; eben so nöthig ist es auch, den wahren Gebrauch der Wörter zu wissen, die man gleichbedeutende nennt, und, wegen der Aehnlichkeit ihrer Bedeutungen, zuweilen ohne Unterschied für einander gesetzt werden können, nach

den Umständen aber zuweilen auch nicht, als wie oben Gnade und Gunst. Sonst ist es schwer genau zu reden, wenn man nicht bey der anscheinenden Gleichheit der Ausdrücke dennoch Ihren innern Unterschied einsieht.

Die Baronesse fuhr fort zu lesen: Gewiß Sie sind unter einem günstigen Gestirn und glücklichen Himmelszeichen gebohren; gehört auch mit zu einer von dem Pöbel angenommenen Gewohnheit, die nach Aberglauben und schwachem Verstande schmeckt, immer von günstigen Gestirnen und Himmelszeichen zu reden. Vernünftige, wohlerzogene Leute mischen sie niemals weder in ihre Gespräche noch Briefe, um ihnen einen Einfluß auf das Glück und die Handlungen der Menschen zuzuschreiben. Da die Wissenschaften zu unsern Zeiten ein Licht über alle diese Dinge und ihre natürlichen Ursachen verbreitet haben, so zeigt es Unwissenheit und gemeine Erziehung an, wenn man sie in dem Verstande, wie der Herr Commissair, anführet.

Da Sie mit Ihrer angebohrnen Freundlichkeit auch so viele andere gute Eigenschaften verschwestern, muß verbinden oder vereinigen heissen. Das Wort verschwestern, ob es gleich eine allegorische Zierlichkeit enthalten soll, hat in dieser Wortfügung ein lächerliches Ansehen.

Glauben Sie mir übrigens sicherlich, ist eine Art von Versicherung, die schon im gemeinen Leben viel überflüssiges zeigt, und die aus eben dem Grunde in Briefen noch verwerflicher ist.

Daß ich mir keinen Umstand werde entwischen lassen, ist ein höchst pöbelhaftes Wort, und müßte entgehen heissen. Auch sollte er Gelegenheit für Umstand gesagt haben, weil es, dem Sprachgebrauche nach, keine Gelegenheit entgehen lassen, heissen soll.

Wo ich mich vor Ihre Begünstigungen — — das ist ein unerträgli-

träglicher Mannn mit seinem Begünstigen!

Irgendwo werde abfinden können, ist eine elende Art sich auszudrücken, um zu sagen, daß man alles anwenden werde, durch Gegengefälligkeiteu sich einigermaßen der erzeigten Gnade würdiger zu machen.

Abfinden wird oft im üblen Verstande genommen, wenn man zu erkennen geben will, daß man sich vor einen listigen Streich schon wieder abfinden wolle. Dieß Wort findet auch bey den Schuldnern statt, wenn sie sich mit ihren Gläubigern setzen, und auf gewisse Summen sich mit ihnen abfinden wollen. Nur in dem Sinne einer dankbaren Erwiederung hat es niemals statt.

Ich muß gestehen, sagte der Professor, daß die liebreichen Begünstigungen, die den Herrn Commissair keinen Umstand werden entwischen lassen, um sich irgendwo

wo bey Ihnen abzufinden, ein so lächerliches Gemisch von Bildern enthält, als man nicht leicht in einem Briefe finden wird. Indessen ist doch die wahre Meynung dieses Herrn so ungereimt nicht, als man beym ersten Anblicke denken sollte.

Ich fodere Sie auf, erwiederte die Baronesse, aus einem Briefe nur etwas erträgliches zu machen, der von Anfange bis zu Ende mit Unhöflichkeit und Unsinn abwechselt.

Ich glaube es auch, sagte der Professor, daß es viele Schwierigkeiten haben würde, einen artigen Brief daraus zu machen; doch glaube ich, daß darinn mehr in den Ausdrücken als Gedanken gefehlt ist. Wenn sie eine andere Wendung hätten, so könnte noch etwas vernünftiges herauskommen.

Das möchte ich wohl wissen, fiel ihm die Baronesse ein, wie Sie das anfangen wollten?

Er hätte können sagen, fuhr der Professor fort, daß eine Reise ihn verhindert hätte, sogleich auf das gnädige Schreiben zu antworten; daß er aber jetzt um so viel mehr geeilt habe, Sie seines Diensteifers zu versichern. Er ergreife die günstigen Gelegenheiten mit dem größten Vergnügen, wo er seine Hochachtung gegen die Verdienste und Vorzüge der gnädigen Frau an den Tag legen, und seine innige Dankbarkeit für die viele ihm erwiesene Gnade bezeugen könne. Er bewundere es als ein besonderes Geschenk der Natur, die mit einer angebohrnen Gabe sich alle zu verbinden, in Ihnen so viele andere vortreffliche Eigenschaften zu verknüpfen gewußt habe. Daß er übrigens nichts versäumen werde, auf irgend eine Art thätige Beweise seiner Dankbarkeit zu geben.

Dieß sind in der That alle Gedanken des Briefes, fieng Mademoiselle W. an, welcher uns so lächerlich schien. Der Professor hat uns sein Wort gehalten, da er

sich

sich anheischig machte, ihm wenigstens eine vernünftige Wendung zu geben. Es zeigt aber auch, wie übel und schlecht gewählte Ausdrücke und Worte den Gedanken ein lächerliches Ansehen geben können, die es an sich nicht verdienen.

Das ist unstreitig, sagte der Professor. Der meiste Theil der Menschen denkt einerley, wenn man gewisse Vorurtheile der Erziehung, die mit dem Unterschiede ihres Standes verknüpft sind, aus der Acht läßt. Aber sie drücken sich nicht alle auf ähnliche Art aus. Zwischen denen, welche die Kenntnis und Schönheit der Sprache vernachlässigen, und denen, die in dem Besitze ihrer Feinheiten sind, herrscht eben der Unterschied, als zwischen einem elenden Maler, der mehr anstreicht, als zeichnet, und einem, der in dieser nachahmenden Kunst der Natur einen großen Grad der Vollkommenheit erlangt hat. Beyde haben ähnliche Begriffe der Sachen, die sich ihren Augen darstellen, beyde malen zuweilen gleiche Gegenstände,

als Thiere, Landschaften, und dergleichen, nur mit dem Unterschiede, daß der gute Maler die Sachen nach dem Leben, und eben so vorstellt, wie sie wirklich sind; der schlechte hingegen nur eine unvollkommene, unzureichende und grobe Vorstellung davon giebt, weil er nichts als verstümmelte Gestalten ohne Ebenmaaß malen kann.

Die Vergleichung gefällt mir, sagte der Baron, durch welche uns der Herr Professor so deutlich den Unterschied gezeiget hat, der zwischen einer Person, die sich übel, und derjenigen, die sich wohl ausdrückt, befindlich ist. Ich werde mich dessen gegen diejenigen mit Nutzen bedienen können, die sich über Bemerkungen der Sprache aufhalten, die sie vollkommener und schöner machen, und welche glauben, daß es unnütze, verlorne Arbeit, und genug sey, wenn man rede und verstanden werde.

Das ist eben die Frage noch, antwortete ich. Der kann sich sehr betrügen,

welcher glaubt, daß man sein verworrenes Gewäsch verstehe. Er beleidiget feine Ohren durch Ausdrücke, welche nach Pöbel und gemeiner Erziehung schmecken, und fällt auch oft ins Unverständliche und Dunkle, welche die Unwissenheit des wahren Gebrauchs und der Bedeutung der Wörter verursachet, deren er sich bedient. So wie wir eben bey dem Worte Begünstigung an statt Gnade und Gütigkeit gesehen haben, welche in dem Briefe auf eine lächerliche Art ausgelegt werden können. Ausser den Zweydeutigkeiten, fuhr ich fort, welche die verschiedenen Bedeutungen, die man den Ausdrücken geben kann, veranlassen, giebt es auch noch einige, welche durch die Wortfügung verursacht werden. Vor kurzem empfieng ich einen Brief von dem Obristen eines Regiments, den ich bey mir habe, und Ihnen zum Beyspiel vorlesen will. So lautet er:

„Der Graf N. sagte gestern dem Baron
„B., er hätte eben bey Hofe gehört, daß

„sein Regiment bestimmt sey, ins Lager „zu rücken, und er ehestens den Befehl da„zu bekommen würde.“

Nun bitte ich Sie, mir zu sagen, ob es das Regiment des Grafen, oder des Barons sey, welches bald ins Lager rücken soll, denn ich kann es nicht daraus ersehen.

Schwer ist es wirklich, sagte unser gütiger Wirth, wenn Sie nicht einige andere Umstände wissen, die es bestimmen.

Ich weis wohl, erwiederte ich, daß der Graf R. und der Baron B. zween Generals sind, deren Regimenter in der Provinz L. stehen, aber ich weis auch, daß Leute, die so undeutlich schreiben, sich klärer auszudrücken lernen sollten.

Es ist nicht allezeit so leicht, sagte der junge P.., als man sichs im Anfange vorstellt, in keine Undeutlichkeiten zu verfallen.

fallen. Die Wörter sein, er, verursachen oft Dunkelheit im Reden und Schreiaen, weil man sie auf verschiedene Gegenstände deuten kann, welche man vor sich hat.

Ich glaube es, erwiederte ich, aber gut wäre es doch, sich stets zu erinnern, daß man nur redet und schreibet, damit man verstanden werde, und das ist eben so schwer nicht, wenn man darüber etwas nachdenkt. Warum konnte sich zum Beyspiel mein Freund nicht so ausdrücken:

„Der Graf R. vernahm gestern bey
„Hofe, daß sein Regiment bestimmt sey,
„ins Lager zu rücken, und er bald Ordre
„zum Marsch bekommen würde. Er sag-
„te es dem Baron B. seinem Freunde.“

Und so umgewandt, fuhr der Professor fort, im Fall es das Regiment des Barons ist. Es giebt aber eine Menge anderer Versetzungen der Wörter, und

 falscher

falscher Wortfügungen, welche den Reden und Schreiben gewisser Leute einen so verkehrten Sinn geben, daß die Klügsten zuweilen nicht im Stande sind, zu errathen, was sie damit sagen wollen. Die Fälle und Beyspiele davon sind bald unzählig, und es würde zu langweilig werden, viele derselben anzuführen.

Weil wir bey den Briefen auf verschiedene Untersuchungen gekommen sind, fieng die Baronesse wieder an, so dächte ich, daß wir die Art, selbige zu endigen, etwas erörterten. Ich glaube, der Schluß meines gegenwärtigen Briefs könnte wohl hierinne nicht zum Muster dienen. Schlüßlich nehme ich mir die Freyheit, mit vieler Ergebenheit zu verbleiben. Schlüßlich ist ein alter abgekommener Ausdruck, der nicht mehr von gutem Gebrauche ist. Er ist überflüssig; wenn er schließt, so siehts der Leser, ohne daß er erst eine Anzeige davon braucht. Dann ist auch die Freyheit, mit welcher er verbleiben will, übel angebracht. Wenn er

mit

mit Ergebenheit verbleibt, so ist dieß eine Art von Ehrfurcht, wobey er sich keine Freyheit nimmt, und also nicht Ursache hat, sich eine auszubitten. Aber mit vieler Ergebenheit ist wieder eine Einschränkung der Höflichkeit, die kleinstädtisch und unhöflich, besonders gegen eine Dame ist.

Es giebt Leute, sagte der Baron, welche glauben würden, ihren Briefen fehlte es an den nothwendigen Zierlichkeiten, wenn sie sich nicht mit den gemeinen und so abgenutzten Redensarten schlössen: „Ich schmeichle mir, daß Sie die Beweise meiner Dienstwilligkeit geneigt aufnehmen werden, mit welcher ich unausgesetzt verharre,“ und so dergleichen.

Sie haben vollkommen recht, sagte der Professor. Ich habe in F. einen Gesandten gekannt, der von unserm Hofe sich daselbst aufhielt, und sich sehr um eine gute Schreibart beeiferte. Alle Schlüsse seiner Briefe, die er an den König oder

das Cabinet schrieb, veränderte er mit der genauesten Sorgfalt, und richtete es so ein, daß sie allezeit mit den Briefen selbst in Verbindung stunden, und auf die Unterschrift ganz genau paßten. Einstens unterhielt er mich von der Mühe, die es ihm kostete, das Ende seiner Briefe allezeit zu verändern. Er glaubte, es gehörte mit zu der Ehrfurcht, die er auch hierinnen seinem allergnädigsten Herrn schuldig wäre. Ich wagte es, etwas darwider einzuwenden. Ich glaubte überzeugt zu seyn, der König würde ihn dieser Beschwerlichkeit gern überheben, welche im Grunde zu gar keinem Zwecke leitet, und daß ein: „ich verharre mit der tiefsten „Ehrfurcht," eben so gut, wo nicht besser, den gekünstelten Schluß eines Briefes vertrete. Er behauptete aber das Gegentheil. Keinem von uns gelang es, den andern zu überzeugen, wie es so oft der Fall bey denen ist, die verschiedener Meynung sind, und sich darüber streiten.

Zum Glücke, sagte ich, ist es eine alte Gewohnheit und Vorurtheil, von welchen man nun bald ganz geheilet ist. Alle die angeführten Künsteleyen in Briefen sind jetzt unter verständigen und gebildeten Leuten völlig verbannt und lächerlich.

Aber was sagen Sie zu der Unterschrift meines Commissairs, fieng die Baronesse wieder an, er unterschreibt sich meinen ganz schuldigen gehorsamen Diener.

Ich sage, erwiederte der Professor, daß es so viel ist, als man nur unter einen Brief setzen kann, und doch noch zu wenig ist, wenn man es genau nehmen will.

Wie soll das zugehen, wandte der junge P.. ein, daß in einer und eben derselben Sache zu viel und zu wenig seyn sollte?

Das ist sehr begreiflich, erwiederte ich. Der Herr Professor will vermuthlich dadurch zu erkennen geben, daß zu viele

Worte und zu wenig Ehrfurcht und Höflichkeit darinnen herrschen. Ganz gehorsamster, oder unterthänigster Diener, wäre der Sache angemessen und wohl ausgedrückt gewesen. Ganz schuldigster verringert nur die Höflichkeit des nachfolgenden Worts.

Aber wenn ich mich einem für schuldig erkenne, wandte der junge P.. ein, so enthält dieses ja eine Art von Verbindlichkeit, die ich gegen den andern zu haben gestehe.

Dem ungeachtet ist es nicht gut, sich dessen zu bedienen, meynte der Professor, und Ihr schuldigster Diener wird allezeit von so weniger Achtung zeugen, daß sich dessen nur Höhere gegen Niedere bedienen werden. So hat es einmal der Gebrauch entschieden. Manche setzen auch pflichtschuldigster oder verbundenster Diener, und dergleichen, alles um höflichere Ausdrücke zu vermeiden, die ihnen zu viel scheinen.

Ehemals, fuhr der Professor fort, war man sehr vorsichtig und viel sparsamer mit der Höflichkeit der Unterschriften als jetzt, da die Verfeinerung der Sitten, die Höflichkeit in allen Fächern beliebt gemacht hat. Vor diesem erkundigte man sich genau nach dem Stande desjenigen, an den man schrieb, und bildete sich nach diesem Maaßstabe verschiedene Stufen, nach welchen man die Grade seiner Ehrfurcht abmaß. Bey einigen wurde die Unterschrift nicht weit von der letzten Zeile des Briefs gesetzt, bey andern schon tiefer. Bey manchen maß man den Platz zwischen der ersten Linie und dem Worte, mein Herr, und ließ mehr oder weniger Platz, nachdem man eine hohe und geringe Meynung von seiner Würde hegete oder auch mehr oder weniger Stolz selbst besaß. Ich habe vornehme Personen gekannt, die ihre besten Freunde darüber verloren haben, weil sie von dem alten Gebrauche nicht abgehen wollten, den ihre Vorfahren beobachtet hatten, ohne zu erwägen, daß man sich hierinnen auch mit der Zeit

ändern müsse. Jetzt wäre es lächerlich, Leuten die gewöhnlichen Höflichkeiten in Briefen nicht zu erweisen, oder sich deswegen nicht höflicher als damals zu unterschreiben. Die Höflichkeit hat bey uns nach Maaßgabe der feinern Lebensart zugenommen, und eben dieser ist die kluge Einrichtung beyzumessen, daß man jetzt viel in kleinen Handbriefgen schreibt, wo alle Unterschriften und Umstände wegfallen, damit sich niemand über einen Mangel an Achtung beklagen möge. Den Leuten, die stets auf dem Lande entfernt von Städten und der großen Welt leben, kann man es nicht verdenken, wenn sie in den Aufschriften und Ehrenbezeugungen der Briefe fehlen. Gemeiniglich rührt es daher, weil ihnen die feinere Art des Ausdrucks und die höfliche Gewohnheit hierinnen unbekannt sind. Vielmals fühlen sie sich geneigt, mehr zu geben, als der Person zukömmt, an die sie schreiben, wie denn zum Beyspiel bey ihnen alles Excellenz ist, welches nur einigermaßen einen Rang bey Hofe hat, da

es

es doch eigentlich nur wirklichen geheimen Räthen, Ministern und den höchsten Personen in Ehrenstellen zukömmt. Vielleicht aber hat der Herr Commissair recht höflich zu seyn geglaubt, wenn er sich einen ganz schuldigen gehorsamen Diener nannte.

Die Höflichkeit ist stets und gewiß in allen Fällen angenehm, sagte der Baron. Auch große und hohe Personen, wenn sie gegen Niedere etwas von ihren Rechten nachlassen, und mit mehrer Achtung, als sie vielleicht nöthig hätten, mit ihnen umgehen, kennen ihr Bestes und ihren Nutzen hierinnen mehr, als andere, die so genau aufs Ceremoniel sehen, um sich nichts zu vergeben, den andern aber ja nicht zu viel Ehre zu erweisen. Ich weis, daß viele große Leute, aus dem Grunde ihrer Herablassung und Höflichkeit, weit mehr und eifriger sind bedient worden, als man durch die triftigsten Vorstellungen ihrer Pflicht und durch ein Regiment von Gründen nicht hätte zu Wege bringen können. Oft hat ein gro-

ßer Mann einen wichtigen Dienst mit einer einzigen Höflichkeit bezahlt, welche der Eitelkeit und dem Ehrgeize des andern schmeichelte. Er hielt sich dann für besser bezahlt, als durch das köstlichste Geschenk.

In unsern deutschen Briefen, fieng ich an, sind wir noch sehr wegen der Verschiedenheit und Umschweife zu beklagen, die gleich zu Anfange derselben in den Titeln herrschen. Jeder Stand hat fast einen andern. Man kann lächerlich werden, wenn man zu viel, und Feinde bekommen, wenn man zu wenig hierinnen thut. An manche muß man Hochgebohrne, an andere Hochwohlgebohrne, dann Wohlgebohrne, Hoch Edelgebohrne, Hoch-Edle, Hochgeehrteste, Hochgeehrte oder Geehrteste Herren schreiben. Welch ein beschwerlicher Unterschied, was für Stufen des Ansehens, die oft in Verlegenheit setzen müssen. Die Engländer, Franzosen, Italiäner und verschiedene andere Völker, haben

sichs

sichs hierinnen weit bequemer gemacht, da sie mit ein Paar Wörtgen alle Titel bestreiten können, die ihnen nur vorkommen. Doch ich will weiter nichts hiervon erwähnen, da bey einer durchgängig eingeführten Gewohnheit nichts anders zu thun ist, als sich geduldig dem großen Haufen gleich zu stellen, um nicht der einzige zu seyn, der dem Strom entgegen schwimmen will.

Sie haben vollkommen recht, antwortete der Professor, es wäre zu wünschen, daß man auf irgend eine Art die Sache verkürzen, und dieser Unbequemlichkeit abhelfen könnte. Ich weis aber nicht, wie dieses mit der uns Deutschen anhängenden Neigung zum Feyerlichen und Umständlichen bestehen möchte.

Wenn wir auch die schon hergebrachte Gewohnheit der langen Titulaturen oben in Briefen nicht abbringen können, sagte Mademoiselle W., so brauchen wir doch nicht die gewöhnlichen und einfältigen Anfangsformeln der Briefe zu dulden.

den. Wie viele Briefe findet man nicht, die einen gleich beym ersten Anblick mit den so gewöhnlichen Formeln begrüßen: habe Dero geehrtestes erhalten, gegenwärtiges wird Ihnen kund thun, oder gegenwärtiges ist Ihnen zu versichern, welche alle abgeschmackt und verwerflich sind.

Manche gebrauchen auch die üble Redensart, sagte der Professor, das Ihrige Schreiben erhalten. Dieser falsche Ausdruck, das ihrige, oder das ihnige, wie viele es noch fehlerhafter aussprechen, ist in manchen Gegenden besonders ein eigenthümlicher Fehler, wenn sie sagen: das Ihrige Buch, das Ihnige Fenster. Eben so falsch ist es auch, Gegenwärtiges, an statt Schreiben zu setzen, weil es ein völlig unnützes Wort ist. Ich brauche demjenigen, der den Brief liest, und in Händen hat, nicht erst zu sagen, daß ihm dieser Brief gegenwärtig sey; denn das lehren ihn seine gesunden Sinnen.

Einige,

Einige, fieng die Baronesse an, schreiben auch: den Innschluß, oder Beygeschlossenes bitte bestens zu besorgen, wenn sie einen um die Mühe ersuchen wollen, einen Brief oder sonst etwas weiter zu bestellen.

Und wie sollte man denn sonst wohl sagen? wandte der junge P.. ein.

Man muß sich so ausdrücken, erwiederte der Professor: ich bitte, innliegenden, oder diesen beygeschlossenen Brief gütigst zu besorgen.

Aber das Wort Beygeschlossenes oder der Innschluß, erwiederte der junge P.., drückt die Sache mit einem Worte aus, ich habe also hierbey keines fernern Zusatzes oder Umschreibung nöthig. Ueberhaupt deucht mir, daß viele Einbildung dabey ist, wenn man in der Wahl eines Worts so ein zartes und feines Gehör vorgiebt, welches doch, bey einerley Bedeutung, eben das ausdrückt. Ich für meinen Theil glaube, daß man nichts

eher, als diese feinen Unterscheidungen entbehren könne, wenn man, wie alle Welt redet, da man beym Gegentheil vielleicht nicht einmal die Genugthuung hat, daß diese Feinheiten der Sprache bemerket werden.

Auch ich glaube es gern, sagte der Professor, daß man bey der Unwissenheit einer geschmackvollen Wahl der Worte, welche eigentlich nur für Leute von Wissenschaften ist, ein guter ehrlicher Mann seyn könne. Was würden Sie aber wohl zu einem Menschen sagen, welcher sich der von uns jetzt gemißbilligten Ausdrücke bedienen, und Ihnen schreiben wollte:

Wohlgebohrner, Hoch Edelgebohrner,
Hochgeehrtester,
Insonders hochgeneigter Gönner,
Werthester Freund!

„Dero Geehrtestes vom 28. passati,
„habe nebst Innschluß richtig erhalten.
„Werde nicht ermangeln, solchen richtig
„zu

„zu bestellen. Gegenwärtiges wird Sie „von dem Zustande meines Befindens „unterrichten, das noch so ganz wohl ist, „wünsche ein gleiches, womit dem Him„mel befohlen, verharre.“

Dieses artige Briefgen brachte die ganze Gesellschaft zum Lachen, und den jungen Menschen bald aus der Fassung. Es scheint bald, sagte er, die Schreibart eines guten alten ehrlichen Pachters aus dem vorigen Jahrhunderte zu seyn, die nicht leicht einer nachahmen wird, ohne sich lächerlich zu machen.

Ich habe es auch nur deswegen angeführt, sagte der Professor, um zu zeigen, daß die Wahl der Wörter und des Ausdrucks eben nicht so gleichgültig ist, und daß man den guten und üblen Gebrauch derselben, nebst dem edlen und pöbelhaften Ausdrucke kennen muß, um nicht in das Ansehen der gemeinsten Erziehung und des niedrigsten Umgangs zu verfallen.

Noch einen reichhaltigen Gegenstand von Bemerkungen, fieng ich an, wird die gute und üble Aussprache liefern, um rein und angenehm zu reden. Selbst in den Gegenden, wo die beste Mundart herrschen soll, giebt es viele, welche darinnen aus Gewohnheit oder Eigensinn fehlen; auch werden wenige Städte und Länder seyn, wo nicht gewisse Menschen, wegen der sonderbaren Aussprache eines Worts und dessen comischen Klange, sich lächerlich gemacht haben sollten.

Daran ist kein Zweifel, erwiederte die Baronesse. Ich hoffe aber auch noch vieles aus den Bemerkungen des Herrn Professors darüber, wie über eine Menge anderer Gegenstände, zu lernen.

Sie stund sodann auf, und die ganze Gesellschaft gieng mit ihr, um sich auf einige Zeit in den blühenden Gefilden zu verlieren.

Vierte Unterhaltung.

Als wir den andern Tag zu der bestimmten Zeit wieder in der Laube bey einander versammelt waren, so hatten wir einige allgemeine Betrachtungen über die Verbesserung in den Redensarten des gemeinen Lebens.

Was ich besonders hierbey bedaure, fieng der junge P.. an, ist dieses, daß unsere muntern Leute, die doch nach dem neuesten Geschmack seyn wollen, sich weder die geringste Mühe geben, noch Lust haben, auch den vernünftigsten Rathschlägen hierinnen zu folgen. Kaum sind sie im Stande einzusehen, daß sie Unrecht haben. Man mag ihnen sagen, was man will, so werden doch alle Vorstellungen sie nicht dahin bringen, mit mehrerer Genauigkeit zu reden, und sich feinerer und höflicherer Ausdrücke zu bedienen.

Desto schlimmer für sie, antwortete die Baronesse. Giebt man mir meine Fehler auf

auf eine gute Art zu erkennen, so verbessere ich sie gern. Daher bin ich auch dem Herrn Professor sehr verbunden, daß er mir viele verwerfliche Wörter und Redensarten, die nichts sagen wollen, abgewöhnt hat, da er mir das Lächerliche und Gezierte, so darinnen herrscht, deutlich gezeigt hat.

Sie haben vollkommen recht, es so zu benennen, antwortete Mademoiselle W., und ich muß aufrichtig gestehen, daß ich das unleidliche Geschwätze kaum ausstehen kann, welches theils vom Pöbel, theils von den Witzlingen und Erfindern neuer Wörter herkömmt, und alsdann das unverdiente Glück hat, selbst in gewähltern Gesellschaften, und oft bey vernünftigen Leuten, Beyfall zu finden. Daher wird man bisweilen in Verwunderung gesetzt, auch von den artigsten Leuten durch sehr niedrige und verwerfliche Redensarten beleidiget zu werden.

Neulichst, fuhr Mademoiselle W. fort, sprach ich in einer Gesellschaft einen

Haupt=

Hauptmann von der Armee, der von einer Reise aus B. zurückkam, wo er sich in der Sprache nicht gebessert, sondern vielmehr manche üble Gewohnheiten darinnen angenommen hatte. Er versicherte mir, daß mein Bruder in N.. sich recht wohl befände, er thäte recht dicke da, und lebte wie ein großer Herr, er müßte gestehen, es wäre ein recht hübscher Mensch, und so zuthulich, als man sich nur wünschen könnte. Er erzählte mir weiter, die Husaren hätten bey der letzten Affaire recht viel Schmuh und Beute gemacht. Er wäre just vorbeymarschirt, wie sie noch in der Arbeit gewesen. Diese Erzählung war mir nun, wegen dieser und noch vieler andern niedrigen Redensarten, die mir entfallen sind, sehr unangenehm. Ich hätte ihn gern hierinnen verbessert, wenn ich hoffen können, daß er es bey unserer wenigen Bekanntschaft wohl aufgenommen hätte. Aber bey diesem Zweifel mußte ich meinen Verdruß hierüber verbergen.

Ich gestehe es, sagte der junge P..; daß die angeführten Redensarten elend und niedrig sind. Aber überhaupt, wollen Sie und der Herr Professor sich als unumschränkte Richter über die Sprache und deren Ausdrücke aufwerfen, deren Entscheidung man blindlings folgen müsse.

Ich habe mir niemals ein solches Ansehen geben wollen, erwiederte der Professor. Ich sage meine Meynung, wenn man mich darum fragt, aber ich bin weit entfernt davon, daß sie als ein unwiderruflicher Schluß gelten sollte. Ich bin es sehr wohl zufrieden, daß ein jeder nach seiner Einsicht und Willkühr auf seine eigene Gefahr und Unkosten redet.

Der Herr Professor besitzt ungemein viel Einsicht und Verstand, fieng die Baronesse an. Wollen einige Leute mit ihrem niedrigen Geschwätze fortfahren, so wird sie kein Mensch daran hindern. Aber ich

ich finde einen übel angebrachten Stolz darinnen, sich keiner Verbesserung zu unterwerfen, oder sie wohl gar übel zu nehmen, da man doch eigentlich Dank davor schuldig wäre. Nichts ist empfindlicher, als sich lächerlich gemacht zu sehen. Jedermann sollte also Erkenntlichkeit davor bezeigen, wenn er gewarnt wird. Neue Wörter und pöbelhafte Redensarten sind aber sehr geschickt, Leuten eine comische Wendung zu geben.

Das wäre wohl wahr, sagte der junge P.., wenn Wörter und Ausdrücke, die sie pöbelhaft und verwerflich nennen, nicht durch den Gebrauch ihr Recht in gesellschaftlichen Gesprächen, und dadurch behaupteten, daß sich angesehene Leute derselben bedienen, nach welchen sich die Welt vielmals richtet.

Die Welt ist nicht so nachgebend hierinnen, als Sie wohl denken, erwiederte der Professor. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß man von großen Würden und

Ansehen seyn, und dennoch sehr elend reden könne, ohne daß die Welt, oder sonst jemand sich verbunden hält, ihrem Beyspiele hierinnen zu folgen.

Auch sehen Sie, sagte Mademoiselle W., daß gemeine Leute, welche die Redensarten angesehener und gebildeter Personen nicht nachahmen, und blos ihre Redensarten beybehalten, oft durch das pöbelhafte Gemeine ihrer Gespräche Leuten von guter Erziehung bey Gelegenheit etwas zu lachen geben.

Das ist unstreitig, fuhr der Professor fort; denn so, wie es lächerlich seyn würde, angesehener Leute ihre falsche Aussprache und verdorbene Redensarten nachzuahmen; eben so zeigt es auch von einer großen Unwissenheit, sich gewisser gemeinen und pöbelhaften Wörter zu bedienen, wenn die gute Lebensart andere eingeführt hat, um eben die Gegenstände auf eine edlere Art auszudrücken.

Wir finden, sagte der Baron, hin und wieder vortreffliche Anmerkungen und Stellen über unsere Sprache; es ist eine fast unerschöpfliche Materie. Aber mir deucht, daß in keinem so eigentlich der erhebliche und in die Ohren fallende Unterschied gemeiner und unedler Ausdrücke und Wörter bey gebildeten Leuten und in gewählten Gesellschaften gezeigt, und in ihr wahres Licht gesetzt ist. Was denken Sie davon, Herr Professor?

Ich bin eben dieser Meynung, erwiederte dieser. Man hat auch zu so einer Kenntniß mehr den Umgang mit Leuten von Stande, edlen Sitten und feiner Litteratur, als ein fleißiges Nachsinnen oder langwieriges Studiren nöthig. Ich würde in diesem Falle vielmals dem Urtheile eines Menschen aus der großen Welt, der vielen artigen Umgang gehabt hat, mehr Glauben beymessen, als einem gelehrten Sprachlehrer, der sich nicht weit aus seiner Studierstube entfernt hat, weil es hier blos auf den Sprachgebrauch,

und

und darauf ankömmt, was die gebildetere Welt hierinnen angenommen oder verworfen hat. Oft muß man sich wundern, daß man bey Leuten von Erziehung, und die sich täglich in höhern Zirkeln befinden, die niedere Art zu reden antrifft, ohne daß sie es selbst gewahr werden.

Erst vor einiger Zeit, fuhr er fort, speisete ich bey einem sehr wohlhabenden Kaufmann, welcher mir diesen Unterschied im Reden sehr merken ließ. Er ist übrigens ein rechtschaffener, würdiger Mann, der aber von nichts weniger, als den Feinheiten unserer Sprache, einen Begriff hat, deren Kenntniß so nöthig ist, um sich von dem gemeinen Haufen zu unterscheiden.

Ehe wir uns setzten, sagte er: nu ich bitte bey mir vorlieb zu nehmen. Als wir uns niedergelassen, und bey der Suppe waren, meynte er, sie sey delecat. Wollen Sie nicht etwas mehr dervon, sagte er, sies wirklich recht *delecat.*

Nach

Nach der Suppe foderte er zu trinken, und wollte, ich sollte ihm Bescheid thun. Wie ich das Glas nahm, stieß er an — — nu proside Mahlzeit, rief er aus, lachte und trank in einem Athem.

Endlich wie das Zuckerwerk sollte aufgetragen werden, sagte er: Bringt uns doch was zu naschen vorn Schnabel.

Ich finde aber, sagte der junge P.., daß sich der Mann nach der gewöhnlichen Art des gemeinen Lebens ausgedrückt hat.

Das ist gewiß, erwiederte der Professor, nach der gemeinsten, nur nicht nach der besten Art. Denn kein Mensch, der gut redet, wird fremde Sprachen in seine Reden, und noch dazu mit einer falschen Aussprache, mischen, er wird nicht prost beym Anstoßen der Gläser, von dem aufgetragenen Nachtische nicht Naschwerk vorn Schnabel, noch Bescheidthun

thun sagen, wenn er mit andern eine gemeinschaftliche Gesundheit zu trinken Willens ist. Eben so wenig ist vorlieb nehmen eine Art von Einladung, wie denn alle die Redensarten nur in den niedrigsten Zusammenkünften statt finden.

Was, sagte der junge P.., ich bitte heute bey mir vorlieb zu nehmen, wäre kein guter deutscher Ausdruck?

Deutsch ist er wohl, antwortete der Professor, aber ich halte es für besser zu sagen: ich bitte mir die Ehre aus, heute mein Gast zu seyn, oder, ich bitte mir auf heute Mittag oder Abends die Ehre Ihrer Gegenwart aus; denn vorlieb nehmen ist schon zu sehr in dem Munde der gemeinsten Leute, als daß es noch von gutem Gebrauche seyn sollte. Besonders in dem Verstande, wo es mein Mann sagte, eben beym Niedersetzen, wo es keine Einladung mehr war, sondern eine Art von kleinstädtischer Bescheidenheit und Entschuldigung seyn sollte,

te, wenn das Essen nicht gut genug wäre, welches denn völlig nach dem Pöbel schmeckt, und unter Leuten von einigem Stande und Lebensart niemals statt hat.

Es fällt mir hierbey ein gemeiner Ausdruck ein, fieng ich an, welcher dem Volke sehr eigen ist, wenn sie sagen: **wir haben weder was zu beißen noch zu brechen**, um den Mangel an den unumgänglichen Nothwendigkeiten anzuzeigen.

Ich komme wieder auf meinen guten Wirth, fieng der Professor an. Wie wir vom Tische aufstanden, nahm er mich bey der Hand, und wünschte mir eine gesegnete Mahlzeit, ich bitte meine Freyheit nicht übel zu vermerken, sagte er, und machte eine große Verbeugung. Wir giengen alsdenn in ein anderes Zimmer, welches er, nach seiner Art zu reden, die Putzstube nennte. Ich fand artige Figuren von Porcellain auf den Marmortischen. Ich lobte sie. Ja, fieng

fieng er an, es sind näckische Dinger. Als hierauf der Koffee herumgegeben wurde, meynte er, wir wollten uns doch nieder setzen, obgleich die Medici wollten, post prandium sta.

Es ist nicht der einzige, fieng ich an, welcher dergleichen lateinische Brocken auf eine so unangenehme Weise unter seine Reden mischt. Nichts in der That ist mehr in den gemeinsten Schulmeisterton gestimmt, als bey den gewöhnlichsten Dingen lateinische Sprichwörter zu gebrauchen, die man recht füglich hätte deutsch geben können.

Wir setzten uns also nieder, fuhr der Professor fort, und hier erzählte er mir, wie oft er von dem leidigen Podagra vexirt wäre, es ließ ihn zuweilen keine Viertelstunde ungeschorn. Aber er wollte dem Dinge schon ein Loch machen, und sich deswegen nichts abgehen lassen, seinem Leibe mit Rheinweine brav eine Güte zu thun.

Vexiren ist in vieler Leute Munde, sagte der Baron, dennoch glaube ich, daß es als ein unangenehmer Fremdling aus guten Gesprächen zu verbannen ist, da wir das eigenthümliche Wort plagen haben. Dem Dinge ein Loch machen und sich eine Güte, oder was zu gute thun, wie viele sprechen, ist nun völlig vom Pöbel, dem es Ihr Herr Kaufmann vermuthlich abgelernt hat.

Das ist leicht möglich, erwiederte der Professor. Inzwischen ließ er seinen kleinen Sohn rufen, der ungefähr 6. Jahr alt seyn mochte. Fritze, mach ein Dienergen, sagte er zu ihm. Er erzählte mir hierauf, daß er pudelnärrisch wäre, wenn er einmal anfienge. Ich sags nicht, weils mein Sohn ist, aber wirklich, er ist so klug, als er groß ist.

Ja ja, er kann einen schon was auf zu rathen geben, fieng ein Mann an, der auch mit gegenwärtig war, und den er seinen Gevatter hieß.

Diese Benennung ist unter gemeinen Leuten sehr gewöhnlich, sagte Mademoiselle W. Die besten Bekannten in ihren Häusern sind vielmals der Herr oder Frau Gevatter, eben so wie bey den Landedelleuten meistentheils alles Vetter und Schwager ist.

Sie haben recht, erwiederte der Professor, diese Benennungen der Anverwandtschaft sind sehr gewöhnlich unter ihnen, und ein Edelmann, der mit einem angesehenen Minister bey Hofe nur bis ins siebende Glied verwandt ist, würde sehr unzufrieden seyn, wenn ihn dieser nicht Herr Vettet nennen wollte. Er wird ihnen seinen Stammbaum nach der Reihe erzählen, um diese vornehme Blutsfreundschaft zu behaupten, und den Ursprung seines Geschlechts ohne Wahrscheinlichkeit, und mit noch weniger Beweis in einen Creuzzug setzen, wo mancher Held und mancher Minister durch einen Seitensprung mit hineinkommen wird.

Ich kenne einen rechten redlichen Mann, sagte die Baronesse, welcher behauptet, er sey der Bruder von dem Manne der Schwester von der Frauen des Prinzen F..

Auf die Art ist es leicht möglich, sagte der junge P.., sich zum Anverwandten eines jeden zu machen, der einem nur gefällig ist.

Die Menschen sind auch weit näher mit einander verwandt, als Sie wohl denken, erwiederte der Professor. Diejenigen, die sich wegen des Adels ihrer Voraltern bald einbilden, aus einem andern Wesen entstanden zu seyn, als gemeinere Leute, würden sich sehr wundern, wenn man ihnen deutlich die Stufen der Verwandtschaft zeigte, in denen sie auch mit dem Geringsten im Volke stehen. Es ist nicht nöthig, deswegen bis auf unsern gemeinschaftlichen Stammvater, oder auf die Sündfluth zurückzugehen; es ist hinlänglich, wenn wir nur zwanzig Glieder,

oder ungefähr einige hundert Jahre zurücksehen.

Dieser Beweis würde Ihnen schwer werden, sagte die Baronesse.

Keineswegs, antwortete der Professor, ich kann Sie gleich davon überzeugen. Gewiß ist es doch, daß wir alle von einem Vater und Mutter abstammen?

Das ist unleugbar, sagte die Baronesse.

Dieser Vater und Mutter haben nun jedesmal wieder einen Vater und Mutter gehabt, fuhr der Professor fort.

Ganz richtig, antwortete Mademoiselle W.

Von diesen Personen hat jeder wieder seinen Vater und Mutter gehabt, welches achte machen, diese achte machen sechzehn zum Grunde, diese sechzehn zwey und dreyßig, diese wiederum vier und sechzig, und

und wenn man so die Anzahl stets bis auf das zwanzigste Zeugungsglied verdoppelt, und die Anzahl der Aelter- und Urältervåter mit den Müttern zusammen nimmt, so werden Sie finden, daß viel über zwey Millionen Menschen dazu erfodert werden, welche seit dieser Zeit in gerader Linie nothwendig das ihrige zu ihrer Geburt beygetragen haben müssen. Und auf diese Art geht es mit jedem andern Menschen, ohne die Brüder und Schwestern zu rechnen, die wenigstens in einigen Jahrhunderten sieben bis acht Millionen Seitenverwandte ausmachen, welche in andern Familien zerstreuet sind. Nach dieser Berechnung sind nicht allein alle Einwohner eines Landes in gewissen Stufen mit einander verwandt, sondern auch andere Völker. Das scheint auch aus des Herrn von L.. Geschlechtsregister zu erhellen, welcher behauptet, daß er mit dem jetzt regierenden großen Mogul nahe verwandt sey.

Die einzige Ausnahme, fieng ich an, die man darwider machen könnte, ist, daß man gewisse Geschlechter findet, welche sich nur unter einander verheirathen, und in welchen daher die Anzahl der Anverwandten in aufsteigender Linie abnimmt und kleiner wird, weil es einige giebt, die von väterlicher und mütterlicher Seite alsdann von einer Person Enkel sind. Doch dieser Einwurf wird nur sehr selten, und höchstens bey einigen fürstlichen und sehr vornehmen Geschlechtern gemacht werden können.

Die Baronesse schien doch nicht völlig damit zufrieden zu seyn, daß sie auf diese Art eine so große Zahl geringer und gemeiner Anverwandten bekommen sollte. Ich habe aber gehört, fieng sie an, daß im siebenden Glied alle Verwandtschaft aufhört.

Man hat Ihnen wohl gesagt, erwiederte der Professor, daß man sich ohne Dispensation im siebenden Grade verheirathen

rathen kann, wäre aber eine fürstliche Person im siebenden Gliede mit Ihnen verwandt, so bin ich gewiß, Sie würden sie mit zu Ihrer Blutsfreundschaft rechnen, und sie bey ihrem Absterben betrauren. Wir kennen Personen, die bey keiner Gelegenheit lieber, als bey solchen, Schwarz tragen, und unter diesem Vorwande aus den Wappen hoher Häuser sehr gern etwas in das ihrige übertragen.

Nichts kann wahrer als alles dieses seyn, sagte der Baron. Die große Anzahl von Menschen, welche zu unserer Geburt mit beytragen müssen, und die uns mit so vielen Leuten, auch des niedrigsten Standes, verwandt machen, ist eine der artigsten Bemerkungen, die man nicht in Zweifel ziehen darf. Man kann aber auch eine sehr gute Lehre daraus ziehen, welche unsern Stolz demüthigen, und unser thätiges Mitleiden befördern kann, da so gar die ärmsten und geringsten Leute unsere Anverwandten so gut als die reichsten und vornehmsten sind, und wir

alle gleichsam ein großes und gemeinschaftliches Geschlecht ausmachen.

Das wäre ein sehr heilsamer Gedanke, sagte ich, für viele Große in der Welt, denen der Hochmuth angebohren zu seyn scheint. Aber um wieder auf die Ausdrücke des gemeinen Lebens zurückzukommen, von welchen uns die Geschlechtsregister ganz abgebracht hatten, so muß ich Ihnen erzehlen, daß ich vor wenig Tagen einen Acciseinnehmer besuchte, mit dem ich, eines Auftrags wegen, etwas zu berichtigen hatte. Wie ich wieder weggehen wollte, und auf die Treppe kam, die sehr rein und glatt war, so sagte er: nehmen Sie sich in Acht, und glitschen hier nicht etwann aus: es ist nicht lange, daß ich hier auch einen großen Stolprian gemacht habe. Eben dieser sagte mir auch, daß ihn sein Nachbar in einen bösen Leumund gebracht habe.

Und warum sollte Leumund kein gutes Wort seyn? fieng der junge P.. an. Ich glaube

glaube noch besser, als üble Nachrede, da es die Sache mit einem Worte ausdrückt, und noch dazu ein ächtes altes deutsches Wort ist. Von ihm kömmt auch verleumden her, dessen man sich doch noch sehr bedient.

Das ist wahr, sagte der Professor, und Leumund ist nicht das einzige Wort, welches veraltet und aus dem guten Gebrauche verbannt ist, und dessen abstammende Wörter man sich dennoch bedient. Ich will Ihnen ein Beyspiel geben: das alte deutsche Måhr an statt Pferd, und Schalk an statt Knecht, braucht jetzt keiner mehr, ob sie gleich zu ihrer Zeit sehr gewöhnlich waren. Indessen ist das daher abstammende Wort Marschall sehr im Gebrauch, da es eine der vornehmsten Stellen anzeigt.

Ich kenne einen Mann, sagte Mademoiselle W., der stets langen statt geben sagt; neulichst sprach er zu seinem Sohn: höre, lang mir doch einmal das Buch

da her. Ich saß etwas entfernt von ihm bey seiner Frau, und wie ich mich, der weiblichen Natur nach, auch neugierig zeigte, es zu sehen, so meynte er, er wollte mirs gleich rüber langen. Ich finde das Wort in dem Verstande übel angebracht.

Wenn Sie solche Wörter anführen wollen, erwiederte der junge P.., so muß ich Ihnen sagen, daß sich auch viele in dem untern Kreiße finden werden, die eben so gut sind, als wir wissen, daß langen anstatt geben nicht wohl ausgedrückt ist.

Das kann seyn, sagte der Professor, wir verlangen auch nicht zu behaupten, daß man nothwendig ein Mann von Ansehen und Stande seyn müsse, um sich rein und edel auszudrücken. Es giebt eine Menge Leute von geringem Herkommen, die im guten Ausdrucke und den Feinheiten der Sprachen den gebildetsten Personen, und die die beste Erziehung gehabt

habt haben, nichts nachgeben. So wie es nicht selten unter den Großen manche giebt, die man mit einiger Verwunderung niedrig und pöbelhaft sich ausdrücken hört.

Es giebt viele, sagte Mademoiselle W., die Bedienung anstatt Ehrenstelle oder Amt sagen, manche drücken es auch durch einen Dienst aus.

Ich dächte, sagte der junge P.., das Wort Amt und Ehrenstelle sollten die Ausdrücke Dienst und Bedienung nicht ausschließen. Ob sie gleich bald einerley Bedeutung haben, so kann eine schöne Sprache nie reich genug seyn. Man sagt doch zuweilen, der Mensch hat die Bedienung bekommen, jener den Dienst erhalten.

Das ist auch noch die einzige leidliche Art, erwiederte der Professor, wo man diese Worte anbringen kann, und doch glaube ich, daß es besser gesagt sey, die-

ser erhielt das Amt oder die Stelle. Wie sich aber sonsten viele derselbigen bedienen, so halte ich sie völlig für verwerflich. Wenn man zum Beyspiele sagen wollte, er hat die Bedienung eines Generals, den Dienst eines Obristen erhalten, anstatt die Ehrenstelle des Generals oder Obristen, würde das nicht elend und ungewöhnlich klingen? Kein Mensch, der gut reden will, wird sich selbiger bedienen; die Wörter Amt und Ehrenstelle schließen sie billig aus.

Auf ähnliche Art, fieng der Baron an, glaube ich, daß das Wort kargsam statt geizig, als ein altes und sehr gemeines Wort, zu verwerfen ist. Viele machen gar ein eigenes Wort, Kargheit, daraus, welches den größten Grad von Geiz anzeigen soll. Indessen ist es doch nicht so pöbelhaft, als der Ausdruck gemeiner Leute, der Mensch ist zähe oder filzig, um seine äuserste Sparsamkeit anzuzeigen.

Eine abgeschmackte Redensart, sagte Mademoiselle W., habe ich bey manchen Leuten gefunden, die zu vielen Dingen das Wort, gewaltig, erschrecklich setzten. Das ist was erschreckliches, Sie sind doch ein schrecklicher Mensch, ich habe mich gewaltig gestoßen, und so weiter. Finden Sie nicht etwas überaus Kindisches darinnen?

Das ist gewiß, sagte die Baronesse. Eben so verwerflich scheint mir auch das Wort munkeln, welches viele im Gebrauche haben. Man munkelt so davon, sprechen sie, um anzuzeigen, daß man von einer Sache nur heimlich und ins Ohr davon redet. Es scheint mir übelklingend, ich wollte, daß uns der Herr Professor seine Meynung hierüber sagte.

Ich glaube, wie Sie, erwiederte der Professor, daß das Wort niedrig und nicht von gutem Gebrauche ist. Bey gemeinen Leuten kömmt es oft vor, wenn sie von gewissen Sachen reden, von welchen

sie glauben, daß man sie heimlich für sie halten wollen, dennoch aber bis zu ihrer Kentniß gelangt sind.

Das ist aber nicht genug, sagte der junge P.., das Wort darum zu verwerfen, weil es das Unglück hat, der Baronesse zu mißfallen. Wenn Sie ja Lust dazu haben, so sollten Sie ein anderes angeben, welches, sich eine Sache heimlich ins Ohr sagen, mit einem Worte so gut als munkeln ausdrückte.

Das ist keine nothwendige Folge, erwiederte der Professor. Wir haben viele alte abgekommene Wörter, welche noch nicht durch andere ersetzt worden, um eine Sache eben so kurz, und zuweilen so stark als durch sie, auszudrücken. Nichts destoweniger würde man in einem abgeschmackten Tone reden, wenn man sich oft solcher Wörter bedienen sollte. Man redet unter der Hand von einer Begebenheit, scheint mir die Sache eben so gut als munkeln, und, nach der Frau

Baronesse und meiner Meynung, noch edler auszudrücken.

Da haben wir ein sehr übel behandeltes Wort, sagte der junge P.. lachend, und man kann daraus abnehmen, wie gefährlich es sey, sich das Mißfallen der Frau Baronesse zuzuziehen.

Das ist nicht das einzige Wort, das mir mißfällt, erwiederte die Baronesse. Es giebt noch viele, die ich zu hören genöthiget bin, und wo ich mir allen Zwang anthun muß, geduldig dabey auszuhalten. Ich habe selbst eine Anverwandtin, die der Eigensinn etwas beherrscht. Wenn sie ihre Leute ausgescholten hat, so sagt sie mir oft: sie platze bald vor Bost über das Zeug, sich so übel bedient zu sehen, und ich kann es auch kaum aushalten, sie auf so eine gemeine Art reden zu hören, wovon ich sie noch nicht habe abbringen können.

Dennoch ist, ich platze vor Bost über das Zeug, äuserst pöbelhaft, wand-

te der Professor ein, und sie kann es nicht anders als von Mägden gehöret haben.

Ich kenne Leute, fuhr die Baronesse fort, welche oft sagen: der Mensch liegt immer da. Das Wort ist mir in dem Sinne äuserst zuwider, besonders wenn es bey Frauenzimmern gebraucht wird, wie manche sich ausdrücken: er liegt beständig bey der Mademoiselle, oder bey der Madame.

Der Ausdruck scheint mir sehr unartig, meynte der Professor, besonders in dem Verstande, und könnte zu üblen Zweydeutigkeiten Anlaß geben. Ich würde mich also, auser seiner Niedrigkeit, auch um des willen dessen niemals bedienen.

Aber man sagt doch immer, wandte der junge P. ein, der Mensch liegt auf dem Koffeehause, er liegt stets auf der Gasse, und ich glaube, daß es, wenigstens in dem Verstande, nicht übel angebracht ist.

Alsdenn, erwiederte der Professor, kann man sich immer ausdrücken, der Mensch verläßt fast nicht das Koffeehaus, er kömmt nicht von den Gassen, welches weit besser ist. Liegen ist wohl deutsch, und von gutem Gebrauche in einem andern, nur nicht in diesem Verstande, wo es ein höchst gemeiner und verlegener Ausdruck ist. Daher wundert es mich nicht, daß er der Frau Baronesse mißfällt, da es bey einer so jungen und reizenden Dame zwo sehr verwerfliche Eigenschaften sind.

Ich bin Ihnen vielen Dank schuldig, Herr Professor, sagte die Baronesse, daß Sie meine Meynungen auf eine so artige und verbindliche Weise billigen.

Wenn Sie aber fortfahren, gnädige Frau, sagte der junge P.., so viele Wörter unserer Muttersprache aus ihrem Vaterlande zu verweisen, die das Unglück Ihres Mißfallens sich zugezogen haben, so wird sie Ursache sich zu beschweren finden,

den, daß Sie ihr viele ihrer Unterthanen rauben.

Seyn Sie unbesorgt darüber, antwortete die Baronesse, ich bin eine gnädige Fürstin, und werde allenfalls nur einige hinkende und gebrechliche Wörter verweisen, welche mehr zur Last, als nützlich, sind.

Aber auch hinkende und übelgewachsene Menschen dienen dem Staate, wandte der junge P.. ein.

Sie haben recht, erwiederte die Baronesse; aber Leute von Ansehen führen sie gewöhnlich nicht in ihrem Gefolge, und wollen gemeiniglich gerade und wohlgewachsene Leute um sich haben.

Diese Vergleichung scheint mir sehr angemessen und wohl ausgedacht zu seyn, fieng der Professor an, und die Frau Baronesse hat die Gabe, sich auf eine lebhafte und geistreiche Art auszudrücken.

Sie sehen, sagte die Baronesse, und wandte sich zu der übrigen Gesellschaft, daß ich und der Herr Professor uns vortrefflich mit einander vertragen, und über viele Gegenstände einerley Gedanken hegen. Und kurz, damit ich ihm seinen Lobspruch erwiedere, den er mir so gütig beylegen will, so muß ich gestehen, daß ich seit der Zeit, da ich ihn zu kennen die Ehre habe, oft gewünscht, daß er etwas von seiner Artigkeit und Einsicht einem großen Theile unserer jungen Leute geben möchte, die an beyden einen großen Mangel haben.

Ich dächte, mein lieber Herr Professor, sagte Mademoiselle W., daß Sie da sehr günstig behandelt wären.

Sie sehen den Gift nicht, erwiederte dieser, der unter dem Lobe verborgen ist. Die gnädige Frau will mich auch der wenigen Kenntnisse berauben, die ich durch eine langwierige Erfahrung erlangt habe, um jungen Leuten damit ein Geschenk zu

machen, welche den Vortheil haben, durch andere gute Eigenschaften zu gefallen, die mich jetzt verlassen. Was wird mir denn wohl übrig bleiben, fuhr der Professor fort, indem er sich zu der Baronesse wandte, wenn Sie mich meines wenigen Verstandes berauben wollen, den Sie an mir finden, und wie kann man ihn wohl lange behalten, wenn man oft in Ihre Gesellschaft kömmt?

Sie haben dessen zu viel, erwiederte die Baronesse, um für dessen Verlust in Gefahr zu stehen. Damit wir aber wieder auf die verwerflichen Arten des Ausdrucks kommen, so giebt es viele gemeine Leute, welche aus einer falsch angebrachten Höflichkeit, die ihnen nur gewöhnlich ist, glauben, von gewissen Dingen, die ihnen niedrig scheinen, nicht reden zu dürfen, ohne mit Respect dazu zu setzen.

Billig sollte man dieses Wort aus allen gebildeten Gesellschaften verbannen, sagte der Professor. Ist man genöthiget,

Dinge zu nennen, wo die gemeinen Leute glauben, sich einiger Einschränkungen, und einer gewissen Art von Bescheidenheit bedienen zu müssen, so begnügt sich die wahre Bescheidenheit damit, sie blos, und ganz natürlich zu nennen, und durch die anständigsten Ausdrücke anzuzeigen, die sie deutlich machen können. In der That giebt es so leicht keine so niedrigen und schmuzigen Gegenstände, die sich nicht durch verschiedene Umschreibungen und Ausdrücke geben ließen, die auch feinen Ohren nicht beleidigend sind. Auf diese Art sind es nur rohe Leute ohne Lebensart, welche diese Dinge auf eine ekelhafte und handgreifliche Art ausdrücken, und wenn sie hundert Respecte dazu setzten; oder es sind elende Witzlinge, welche durch diese Freyheit sich angenehm und zu muntern Gesellschaftern zu machen glauben, die aber wirklich das Ansehen possirlicher Marktschreyer dadurch erhalten. Es giebt aber Leute, fuhr der Professor fort, die sich nicht einmal mit diesen bescheiden seyn sollenden Einschrän-

kungen begnügen, wenn sie schmuzige Dinge genannt haben. Sie setzen sie selbst zu Sachen, welche es an sich nicht sind, oder die es wenigstens nicht seyn sollten. So kenne ich viele, welche glauben, daß sie weder von ihren Kleidern, Schuhen, Strümpfen oder Füßen reden dürfen, ohne mit Respect dazu zu setzen. Es geschieht auch bey ihren Krankheiten, Genesungsmitteln und so weiter, ja ich kenne gar einen ehrlichen Burgemeister in einer kleinen Stadt, welcher niemals seinen Apotheker nennte, ohne mit Respect dazu zu setzen.

Ich zweifle, wandte der junge P.. ein, daß die Welt mit vielen unserer Verbesserungen zufrieden seyn werde. Sie gleicht ihren Beherrschern, den großen Herren, welche über ihre Macht eifersüchtig sind, und sich nicht leicht in ihre Rechte einen Eingriff thun lassen. Sollte es nicht besser seyn, unsere Sprache mit einigen Ausdrücken, die ihr hin und wieder noch fehlen, zu bereichern, als ihr noch ei-

nige zu rauben, die sie schon wirklich besitzt? Ich fürchte, daß man ihr bey der critischen Bemühung, sie von allem, was nicht nach Geschmack und von schönerm Gebrauche ist, reinigen zu wollen, ein mageres und abgefallenes Ansehen zuziehen möchte, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf.

Ihre Gedanken hierüber enthalten viel Wahres, antwortete der Professor. Um Ihnen mit eben dem Gleichnisse zu antworten, so halte ich davor, daß man sich wohl hüten müsse, unserer Sprache von ihrem völligen Ansehen etwas zu benehmen, wenn man ihr Wörter entziehen wollte, die zu ihrer Schönheit und Vollkommenheit beytragen. Dieses geschieht nun keinesweges, wenn man sie von den überflüssigen und fehlerhaften Zusätzen reiniget, welche ihrem Leben und ihrer Annehmlichkeit Eintrag zu thun im Stande sind. Solche Wirkungen haben eben die verdorbenen und niedrigen Arten sich auszudrücken, sowohl diejenigen,

welche übel ausgesonnen, und nichts sagen wollen, wie einige von den neuen Wörtern mancher Witzlinge und schön seyn wollender Geister, als auch diejenigen, welche niedrig und pöbelhaft klingen, unter welche wir denn, mit ihrer Erlaubniß, auch mit Respect setzen werden. Wir wollen die Ehre dieser Verbesserung der Frau Baronesse zueignen, fuhr er fort, indem er sie ansah.

Was hier Herr P.. vorgeschlagen hat, sagte ich, unsere Sprache mit verschiedenen Wörtern und Ausdrücken, die ihr noch fehlen, zu bereichern, gehört freylich unter die wünschungswerthen Sachen. Haben aber selbst Monarchen nicht das Recht, etwas neues hierinnen einzuführen, so wie man es vom Kayser Carl dem fünften behauptet, wer wollte es denn wohl über sich nehmen, einige Erfindungen mit der Hoffnung eines glücklichen Erfolgs zu wagen? Blos das Publikum behält sich dieß Recht vor, neue Wörter zu billigen, und es muß eben so, als

sonsten

sonsten mit der Wahl eines Königs von Pohlen, und der Aufnahme unter ihre Edelleute, zugehen, welche blos ein allgemeiner Beyfall bestimmen sollte.

Zuweilen wäre es wohl gut, einige bedeutende Wörter zu wagen, sagte der Professor, welche unserer Sprache zu mangeln scheinen, um einen Versuch damit anzustellen, ob sie die Welt genehmigen werde. Das Wort naiv hat, zum Beyspiel, viel Glück gehabt, und ist nunmehr von vielen aufgenommen, da wir kein anderes besitzen, welches den Sinn, den es enthält, auf eine so lebhafte und kurze Art ausdrücken sollte. So machen wir auch oft Nennwörter aus Zeitwörtern, welche ungemein bequem sind, und die Sache weit nachdrücklicher geben, als durch Umschreibungen erfolgen könnte. Zum Exempel von rühren, das Rührende, von wagen, das Gewagte. Dieß sind Freyheiten, die man in ältern Schriften nicht findet, die aber, wegen der Stärke und Kürze des Ausdrucks,

bey uns gebilliget oder doch geduldet worden.

Ich für meinen Theil, sagte die Baronesse, gebe dieser Art Wörter zu bilden gleich meinen Beyfall. Das ist alles, was ich auf meiner Seite thun kann.

Und dieß ist schon genug, erwiederte der Professor; ich glaube, daß der Beyfall einer reizenden Frau schon vieles für die Aufnahme eines Worts thun kann. Sie werden mir daher erlauben, sogleich ein ähnliches bey Ihnen anzuwenden, wenn ich Sie bitte, das Gewagte meiner öftern Besuche bey Ihnen mit günstigen Augen anzusehen.

Da sie eben so angenehm als nützlich sind, antwortete die Baronesse auf eine verbindliche Art, so dürfen Sie an der besten Aufnahme Ihrer öftern Besuche auf keine Art zweifeln. Es ist mein eifrigster Wunsch, uns so viel als möglich zu sehen.

Made-

Mademoiselle W. verhinderte den Professor, aus einer dem Frauenzimmer eigenen Eifersucht, auf diese verbindlichen Ausdrücke zu antworten. Da sie die Lobeserhebungen eines andern Frauenzimmers in ihrer Gegenwart nicht gern mit anhören und sie unterbrechen wollte, so fieng sie an: aber mein lieber Herr Professor, da Sie für die Frau Baronesse neue Wörter suchen wollen, warum mißbilligen Sie denn, daß es einige schöne Geister unternehmen?

Ich? Mademoiselle, erwiederte der Professor, ich habe weder Recht noch Anspruch darauf, ich werde mich auch den Erfindungen jener Herren hierinnen nicht widersetzen, wenn sie von einiger Bedeutung und nicht abgeschmackt sind. Können Sie mir etliche davon anführen, so bin ich einer der ersten, sie anzunehmen. Auf diese Art haben wir im Deutschen selbst Wörtern aus andern Sprachen das Bürgerrecht gegeben. Sie sehen es an dem Worte Genie, welches in so wenigen

Sylben

Sylben einen so ausgebreiteten Sinn hat. Ferner an dem Worte incognito der Italiener, welches ungemein brauchbar ist, wenn man mit einem Worte anzeigen will, daß sich jemand an einem Orte ungekannt aufzuhalten gesonnen, oder ohne daß man ihm die schuldigen Ehrenbezeigungen erweise, wie es denn alle diese Bedeutungen in sich begreift, und nach den Umständen auch nur eine davon.

Will man sagen, daß jemand, der entweder keine, oder keine ansehnliche Ehrenstelle begleitet, an einem Orte angelangt, wo er bekannt ist, aber verborgen sich aufhalten will, so meynt man, er sey incognito daselbst. In dem Falle will es also nur so viel sagen, daß er nicht gern seinen Aufenthalt daselbst wissen lassen wolle. Aber den besten Gebrauch davon macht man bey Fürsten, Ministern, und andern hohen Personen. Wenn man sagt, daß einer derselben in Wien, Dreßden oder andern großen Städten incognito sich aufhalte, so hat dieses nicht

immer

immer die Bedeutung, daß man seinen Aufenthalt daselbst nicht wissen solle, sondern daß er nicht mit so viel Umständen empfangen seyn will, als es die schuldigen Ehrenbezeigungen erfodert hätten. Hieraus kann man nun die Bequemlichkeit dieses Worts ersehen, welches in so wenigen Sylben so viele Bedeutungen in sich enthält, davon wir kein gleichgeltendes aufzuweisen haben. So könnte man noch verschiedene Beyspiele von Wörtern aus andern Sprachen anführen, deren sich die unsrige mit Vortheil bedient, wenn wir uns nicht schon heute früh vorgenommen hätten, noch vor Tische eine kleine Bewegung zu machen.

Dieß veranlaßte die Gesellschaft, und besonders die Frauenzimmer, die einen Trieb dazu fühlten, aufzustehen. Wir ließen also die ernsthaften Betrachtungen über unsere Sprache fahren, und scherzten miteinander in den grünen Auen herum, die das glückliche Schloß des Barons umgränzen.

Fünf-

Fünfte Unterhaltung.

Diesen Morgen hatten sich die Frauenzimmer eine Lust gemacht, uns zuvorzukommen. Wir fanden sie schon in den kühlen Schatten der freundschaftlichen Laube, und sie zogen uns etwas damit auf, daß wir uns in der frühen Munterkeit von ihnen hätten übertreffen lassen. Wir scherzten noch einige Zeit darüber, bis uns der Baron ins Gleiß brachte, da er uns an die Pflichten unsers Vorsatzes erinnerte. Wir befanden uns also bald wieder bey unserm Zankapfel.

Ich glaube, fieng der Baron an, daß es nicht genug ist, die gute Art des Ausdrucks zu wissen, man muß auch die üblen kennen, um sie zu vermeiden. Darunter rechne ich besonders die Sucht gewisser Leute, sich stets durch Sprichwörter auszudrücken, und damit zu antworten. Ich weis einige, welche darinnen sogar eine vorzügliche Zierlichkeit setzen. Ein Mensch aber, der Welt und Geschmack hat, bedient sich solcher Sprichwörter gar nicht,

die,

die, so wenig sie im Grunde verwerflich sind, dennoch durch den öftern Gebrauch zu gemein geworden. Dadurch hat man einen Ekel vor denselben bekommen, obgleich viele derselbigen Grundsätze voll Geist und Stärke enthalten. In der niedern Classe des Volks sind sie noch sehr gewöhnlich, aber ein Mensch von einigem Ansehen würde sich bey deren Gebrauche auf keine vortheilhafte Art auszeichnen.

Das habe ich neulich erfahren, sagte der Professor. Ich bekam von einem meiner guten Freunde einige Meilen von hier einen unvermutheten Besuch. Der ehrliche Mann antwortete mir auf alles mit einem Sprichworte. Ich wünschte ihm zu einem kleinen Vortheile Glück, den er erhalten hatte. Ja, meynte er, wer eher kömmt, mahlt eher. Ich antwortete, daß viele darnach gestrebt hätten: ganz recht, sagte er, Gelegenheit macht Diebe, aber das wissen sie schon, Gelehrten ist gut predigen. Ich dankte hierauf vor das sonderbare Compliment.

ment. Ich hoffe, fuhr ich fort, daß das Wenigen bey Ihnen in recht guten Händen seyn wird. Ja wahrhaftig, erwiederte er, ehrlich währt am längsten. Meine Feinde würden es gern sehen, ich hätte es nicht bekommen, und wenn ich den Schaden gehabt, hätte ich für den Spott nicht sorgen dürfen. Drauf brach er in eine so große Menge von Sprichwörtern aus, daß sie mich wie ein Hagelwetter überfielen. In diesem Fache hätte er in der That den Sancho Pansa, würdigen Stallmeister des Don Quixotte, herausfodern können, welcher bey allen seinen Thorheiten sie doch nicht ausstehen konnte, und seinem guten Sancho darum Verweise gab, wodurch der vortreffliche Verfasser dieses Buchs unter andern auch hierinnen seinen feinen Geschmack gewiesen hat.

Ich begreife wohl, fieng ich an, daß es keinen Vorzug ausmacht, eine Menge solcher Sprichwörter zu wissen, und sie so oft zu gebrauchen, als es Ihr Freund gethan

gethan hat. Ich habe aber doch auch angesehene und verständige Leute gekannt, welche sich bisweilen einiger bedienet haben, ohne daß man sie deswegen eines Mangels an Geschmack und Artigkeit beschuldiget hat.

Daran ist kein Zweifel, erwiederte der Professor, wenn sie eben zur Sache passen, schicklich und artig angebracht werden, und man sie nur im Scherz als etwas sagt, woraus man nicht viel macht, so können sie sogar zur Annehmlichkeit in Gesprächen etwas beytragen. Aber man muß sich großer Mäßigkeit dabey bedienen, und so wie mit Gewürzen verfahren, die das Essen in gewisser Maße schmackhaft machen, so wie sie es im Gegentheil bey allzu starken Gebrauche verderben.

Auch muß man der Classe von Leuten niederer Herkunft hierinnen kein Unrecht thun, fuhr der Professor fort, und glauben, als wenn nur bey ihnen diese und viele andere Arten übler und veralteter Redensarten und Wörter herrschten, und sie in ihrer Art des Ausdrucks, wie vielleicht

im Betragen und Lebensart, in vielerley Fehler verfielen. Das gemeine und niedere Ansehen steigt manchmal höher, und verbreitet sich zuweilen in der obern Classe von Menschen, so wie man bey Leuten von der gemeinsten Herkunft Artigkeit, Verstand und guten Geschmack antrift. Oft sehe ich Männer von keinem gemeinen Stande, welche mit einer verdorbenen Erziehung eine übel angebrachte Höflichkeit und ein falsches Ansehen von Größe verbinden, worinnen sie gute Beyspielen elend nachzuahmen und deren edles und erhabenes Bezeigen vergeblich an sich zu nehmen suchen. Indessen ist doch kein mittelmäßiges Original, das nicht einen größern Werth, als die beste Nachahmung, haben sollte. Die unendliche Mannigfaltigkeit und Schönheit der Welt erfodert es, daß es Menschen aller Art gebe. Jeder muß sich in der seinigen vollkommen zu machen suchen, ohne sich in der Nachahmung anderer nur die geringste Mühe zu geben. Von allen Ständen hat man Leute gefunden, die sich eben dadurch lächerlich gemacht haben.

Ich besinne mich, sagte der Baron, einen Edelmann sonst bey Hofe gesehen zu haben, der einen andern von schönem Wuchse und sehr angenehmen Wendungen nachzuahmen, und ihm in allen, selbst in der Kleidung, ähnlich zu seyn, sich bestrebte. Alles, was er dadurch erhielt, war dieses, daß man von ihm sagte, er wäre die natürliche Copie in Holzschnitte vom Grafen von G.

Um aber wieder auf die üblen Arten des Ausdrucks zu kommen, fuhr der Baron fort, so scheinen sie mir nicht allein in der üblen Wahl der Wörter, sondern auch in deren verkehrten Zusamensetzung zu liegen.

Das ist unstreitig, erwiederte der Professor, es giebt Wörter, die an sich gut sind, die aber nur durch die üble Art der Zusammensetzung, da sie nicht an ihrem rechten Orte stehen, eine verkehrte und verwerfliche Redensart verursachen.

Wir haben einige Beyspiele hierüber in unsern Gesprächen angeführt, sagte die Baronesse, daß ich mir nun schon einen Begriff davon zu machen im Stande bin.

Sie sind die gute Ursache, daß eine Unwissende künftig nicht so oft und vielleicht nie in solche Fehler verfallen wird, als es sonst geschehn seyn würde. Ich weis, daß Wissenschaften kein weibliches Erbtheil sind. Eben so lächerlich es aber ist, wenn ein Frauenzimmer in Dingen gelehrt seyn will, die sie gar nicht braucht und sehr wenig nutzen kann, eben so gewiß bin ich auch überzeugt, daß es eine unverantwortliche Unwissenheit ist, dasjenige nicht zu verstehen, wovon sie Kenntnisse haben sollte, um ihre Gedanken ordentlich und deutlich auszudrücken. Ich begreife nicht, warum bey unserer Erziehung gemeiniglich nicht mehr darauf gesehen wird, diese nöthigen Dinge uns mit eben der Sorgfalt beyzubringen, als man uns tanzen lernt. Wir tanzen nur bey gewissen Gelegenheiten, aber reden thun wir alle Tage, zum wenigsten wirft man uns dieses oft vor, setzte sie lächelnd hinzu.

Wenn es so gut und mit so vieler Annehmlichkeit als bey Ihnen geschicht, sagte der Professor zur Baronesse, so hat man keine

keine Lehrmeister nöthig. Man braucht sich nur hören zu lassen, um den Wunsch zu erreichen, mehr gehört zu werden. Indessen ist nichts richtiger, als alles, was Sie dabey angemerkt haben.

Wahr ist es, fuhr der Professor fort, eine Frau von Stande kann füglich manche Wissenschaften entbehren, welche sich mehr für Männer schicken. Es ist selbst der Gewohnheit und des Anstands wegen nöthig, daß sie dieselben verbirgt, wenn sie auch in dem Besitze derselben wäre, und sich nicht damit groß macht. Sie kann sie in geheim und nur für einige vertraute Freunde und Gesellschaften aufbehalten, welche diese Kenntnisse nicht auf der üblen Seite ansehen. Ich wollte aber auch nicht, daß sie eine so große Unwissenheit vorgäbe, um selbst dasjenige nicht einmal zu gestehen, worinnen jedermann unterrichtet seyn sollte. Auf diese Art scheint es für alle junge Frauenzimmer nöthig zu seyn, ihnen dasjenige kennen zu lernen, was erfoderlich ist, sich rein und ohne Fehler auszudrücken und zu schreiben.

So würde man sich auch selten in dem Falle befinden, vieles zu rathen, was undeutlich ausgedrückt oder völlig falsch geschrieben ist.

Es giebt Leute, erwiederte der junge P.., welche, anstatt sie noch witziger und geschickter zu verlangen, als sie schon sind, ihre Unwissenheit noch gern vermehren wollten. Ich kenne Männer, welche zu dem Wunsche gerechte Ursache zu haben glaubten, daß ihre Weiber niemals lesen und schreiben gelernt hätten.

Sie sind hierinnen irrig, antwortete der Professor. Ein wohlerzogenes Frauenzimmer, bey welcher man zeitig an der Aufklärung ihres Geistes und Verstandes gearbeitet hat, wird weit weniger, als eine Unwissende, solche Fehltritte thun, die nichts, als die Bewegung einer verdorbenen Natur, kennt, und durch keine guten Vorschriften und edlen Beyspiele zur Tugend aufgemuntert wird. Da die Frauenzimmer die unentbehrlichste und angenehmste Hälfte der menschlichen Gesellschaft sind, so würde der männliche Theil nicht klug

han=

handeln, ihnen von ihrem Lichte nicht etwas mittheilen zu wollen, und sich nicht vielmehr dahin zu bearbeiten, sie zu unterrichten und vollkommener zu machen.

Wir fanden es alle, und besonders unsere Frauenzimmer ungemein richtig und wohl angemerkt, was der Professor darüber gesagt hatte. Da aber etliche Kutschen des Barons erschienen, welche er wegen der Schönheit des Tages ohne unser Wissen hatte anspannen lassen, so verdrängte diese angenehme Ueberraschung unsere critischen Bemerkungen. Wir setzten uns ein, und dachten, wie wir so leicht über die grünenden Fluren hinweg fuhren, an nichts als Freude und Scherz. —

* * *

Hier, mein liebster Freund, haben Sie einige von unsern Unterhaltungen. Ich wünschte, daß Sie so viel Vergnügen dabey empfänden, als ich Belustigung und Nutzen daraus geschöpft habe. Verzeihen Sie mir die Freyheit, die hin und

wieder darinnen herrscht, und welche zuweilen die Nothwendigkeit der Sache zu erfodern schien. Es sind ja nichts, als erlaubte Urtheile, die ein jeder fällen, annehmen und verwerfen kann, wie es ihm beliebt.

Sollte Ihnen dieser kleine Versuch einer Verbesserung des deutschen Ausdrucks im gesitteten Umgange nicht ganz unangenehm seyn; so wage ich es, Ihnen eine Fortsetzung dieser zwar an sich wichtigen, aber höchst beschwerlichen und undankbaren Bemühung zu versprechen, und dabey die Einkleidung des Unterrichts beyzubehalten, welche ich noch bey einer so trockenen Materie für die schicklichste gehalten habe. Leben Sie wohl, bester Freund, bis ich Sie persönlich umarme, und Ihnen mündlich sagen kann, daß ich allezeit bin

C. F. v. H.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hopffgarten, Ludwig F. von,

Gesellschaftliche Unterhaltungen zur Verbesserung des deutschen Ausdrucks

Leipzig 1775

L.germ. 275 n
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10584511-9
VD18 14758474-001